

Ruedi Noser, Kenneth Clarke, Blocher/Maissen, Kim Kardashian

Nummer 16 – 16. April 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Achtung, Grenzgänger!

Verdrängung der Schweizer. Unbehagen über die einfallenden Brigaden.

Von Hubert Mooser

Drogenmillionär auf Fürsorge

Nigerianer narrete fahrlässige Schweizer Sozialbehörden. *Von Philipp Gut*

Frauen ohne Mitleid

Der weibliche Wille zur Macht von Merkel bis Le Pen und Widmer-Schlumpf.

Von Urs Gehriger





Einsteigen und gewinnen: Mit dem Oldtimer-Bus auf die Grand Tour.

Jetzt beim Sommerwettbewerb mitmachen und mit etwas Glück eine einwöchige Tour für 12 Personen im Wert von über 30 000 Franken gewinnen. Hotelübernachtungen und Verpflegung inklusive. Teilnahme sets und die kostenlose Broschüre zur neuen Grand Tour of Switzerland gibt es in allen UBS-Geschäftsstellen.

Online teilnehmen:
www.ubs.ch/entdecken



UBS – Partner von
Schweiz Tourismus



Intern

Der Schweizer Sozialstaat ist aus den Fugen geraten. Er ist zu einem Selbstbedienungsladen geworden, in dem man sich nur frech genug benehmen muss – und man bekommt, was man begehrt. Diese Erkenntnis setzt sich langsam durch. Das jüngste Beispiel des grassierenden Sozialwahnsinns hat Philipp Gut recherchiert: Ein Nigerianer beantragte mit falscher Identität Asyl, stieg zum Drogenmillionär auf und bezog gleichzeitig Sozialhilfe. Beunruhigend: Der Betrug flog nur durch Zufall auf. **Seite 18**

Es vergeht kaum ein halbes Jahr, ohne dass der Zürcher FDP-Nationalrat und Unternehmer Ruedi Noser eine medienwirksame Bombe plat-



Argumentative Achterbahnfahrt: Ruedi Noser.

zen lässt. Im vergangenen Oktober war es die Aussage, die Bedeutung der Bilateralen habe abgenommen, sie seien «kein Heiliger Gral» mehr. Vor wenigen Wochen war es dann die Gründung von «Vorteil Schweiz», einem Verein, der sich just die Rettung dieser Bilateralen auf die Fahne schreibt. Redaktor Florian Schwab suchte die argumentative Achterbahnfahrt mit dem Freisinnigen und bekam einen Termin: Sonntagnachmittag an der Wahlfeier der FDP des Kantons Zürich in Oerlikon. Die Stimmung war dank dem Wahlergebnis prächtig. Auch ein einstiger Hoffnungsträger der Jungfreisinnigen, der sich jetzt für die liberale Up!Schweiz-Partei engagiert, konnte die Stimmung nicht trüben: «Siehst du, du bist in der falschen Partei!», rief der FDP-Mann jovial. **Seite 30**

Als Thurgauer fragte sich Redaktor Markus Schär immer: Weshalb fühlten sich seine Lands-

leute seit je als Eidgenossen, obwohl ihre Vorfahren 1315 am Morgarten oder 1386 bei Sempach auf der falschen Seite kämpften? Weshalb feierten sie 1960 das 500-Jahr-Jubiläum der Eroberung durch die Eidgenossen enthusiastischer als 1998 das 200-Jahr-Jubiläum der Befreiung von den Eidgenossen? Die Auseinandersetzung mit der Eroberung des Aargaus von 1415, deren 600-Jahr-Jubiläum die Aargauer ab dieser Woche gedenken, brachte dem Historiker Erkenntnisgewinn: Ohne die Gemeinen Herrschaften gäbe es die Schweiz von heute kaum, die Eroberung des Aargaus und des Thurgaus war ein bedeutendes Ereignis für die Eidgenossen – aber auch für ihre Untertanen. Schär fand seinen Verdacht bestätigt: Die Thurgauer Untertanenmentalität könnte entstanden sein, als die Thurgauer keine Untertanen mehr waren. **Seite 32**

Als unser Reporter Kurt Pelda bei der libyschen Botschaft in Bern ein Reisevisum beantragte, liess ihm der Konsul ausrichten, dass man ihm keines ausstellen werde. Denn der Journalist sei kein Journalist, sondern in Wirklichkeit ein Spion. Solche Vorwürfe sind nichts Neues. Schon im zarten Alter von 22 Jahren wurde Pelda von einer linken deutschen Zeitschrift beschuldigt, für den Bundesnachrichtendienst zu arbeiten. Seit her haben auch Anhänger des syrischen Gewalt Herrschers al-Assad und Fans des sogenannten Islamischen Staats (IS) unseren Reporter als Spion verunglimpft. Neu ist der Vorwurf aus dem Mund eines in Bern akkreditierten Diplomaten. Pelda flog dann nach Malta und von dort mit einer Chartermaschine nach Tripolis, wo ein Warlord dafür gesorgt hatte, dass man ihm bei der Ankunft ein Visum ausstellte. Denn trotz zweier rivalisierender Regierungen und der stärker werdenden Präsenz des IS in Libyen muss auch im Chaos etwas Ordnung herrschen. **Seite 48**

Ihre Weltwoche



www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Sandra Noser, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Aextra
Tarife und Buchungen: info@aextra.ch
Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Britischer Chic, Schweizer Perfektion. Breitling for Bentley verbindet das Beste aus beiden Welten. Stil und Performance. Luxus und Spitzenleistung. Klasse und Unkonventionelles. Leistungsstärke und Raffinement. Im Chronografen Bentley B05 Unitime, dem Emblem dieses aussergewöhnlichen Universums, tickt ein von der COSC (Offizielle Schweizerische Chronometerkontrolle) – der obersten Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifiziertes Breitling Manufakturkaliber. Es zeichnet sich durch seine Universalzeit mit revolutionärem und bedienungsfreundlichem Regulierring über die Krone aus. Der perfekte Mix aus grosser britischer Automobillkunst und grosser helvetischer Uhrmachertradition.

BEYER
UHREN UND JUWELEN

BEYER CHRONOMETRIE AG · BAHNHOFSTRASSE 31 · ZÜRICH
TEL +41 (0)43 344 63 63

THE ESSENCE OF BRITAIN

Made in Switzerland by BREITLING



BENTLEY B05
UNITIME

BREITLING
— *for* —
BENTLEY

DER NEUE LEXUS NX.

KOMPAKTE FASZINATION: ALS NX 300h VOLLHYBRID
UND AB SOFORT AUCH ALS NX 200t TURBO.



DER NEUE KOMPAKTE PREMIUM-ALLROUNDER LEXUS NX:
atemberaubende **LINIENFÜHRUNG**, vereint mit höchster **AGILITÄT**
und jeder Menge **KOMFORT**. Erhältlich als NX 300h Vollhybrid mit
E-FOUR-ALLRADANTRIEB, dynamischen 197 PS und beeindruckend
tiefem Verbrauch. Und neu auch als NX 200t Turbo mit starken 238 PS
für betont sportliches **FAHRVERGNÜGEN. JETZT TESTEN.**

INKL. LEXUS PREMIUM FREE SERVICE: 10 JAHRE/100 000 KM*

lexus-fahren.ch/nx

THE NEW
NX


LEXUS
NO.1 PREMIUM HYBRID

LEXUS CENTER: BASEL EMIL FREY AG **BERN-OSTERMUNDIGEN** EMIL FREY AG **CRISSIER** EMIL FREY SA **ERLENBACH-ZOLLIKON** EMIL FREY AG **GENÈVE** EMIL FREY SA **NORANCO-LUGANO**
EMIL FREY SA **SAFENWIL** EMIL FREY AG **SCHLIEREN** EMIL FREY AG **ST.GALLEN** EMIL FREY AG **WETZIKON** GRUSS EHRLER AG **ZÜRICH NORD** EMIL FREY AG

Empfohlene Netto-Verkaufspreise (nach Abzug Lexus Währungs-Bonus) inkl. MwSt. New NX 300h (2,5-Liter-Vollhybrid, FWD, 5-türig) ab CHF 52 800.-, abzüglich Lexus Währungs-Bonus CHF 7 500.- = CHF 45 300.-. Leasingrate monatlich CHF 405.60 inkl. MwSt. Ø Verbrauch 5,0 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 116 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. New NX 200t (Impression 2,0-Liter-Turbo-Benziner, AWD, 5-türig) ab CHF 59 700.-, abzüglich Lexus Währungs-Bonus CHF 7 500.- = CHF 52 200.-. Leasingrate monatlich CHF 466.10. Ø Verbrauch 7,9 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 183 g/km, Energieeffizienz-Kategorie F. Abgebildetes Fahrzeug: New NX 300h F SPORT (2,5-Liter-Vollhybrid, AWD, 5-türig) ab CHF 72 000.-, abzüglich Lexus Währungs-Bonus CHF 7 500.- = CHF 64 500.-. Leasingrate monatlich CHF 577.20. Ø Verbrauch 5,3 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 123 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B. Sonderzahlung 25 % vom Nettopreis, 48 Monate, 100 000 km/Jahr. Eff. Jahreszins: 3,97 %. Kautions 5 % des Finanzierungsbetrags. Restwert gemäss Richtlinien der Multilease AG. Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt. Lexus Währungs-Bonus und Lexus Premium-Leasing gültig für Vertragsabschlüsse oder Immatrikulationen vom 1. März bis 30. April 2015 oder bis auf Widerruf. Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der Richtlinie 715/2007/EG. Durchschnittswert CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 144 g/km.

* Lexus Premium Free Service beinhaltet kostenlose Servicearbeiten bis 10 Jahre oder 100 000 km (es gilt das zuerst Erreichte) inkl. Gratisersatzwagen zur Sicherstellung der Mobilität.

Die Erde ist flach

Historikerstreit. Und: Die Wahl des richtigen Mannes ist die schwierigste Lebensaufgabe der Frau. Von Roger Köppel

Letzte Woche diskutierten der Politiker Christoph Blocher und der Historiker Thomas Maissen auf Einladung der *Weltwoche* vor 650 Leuten im vollbesetzten «Lake Side»-Saal am Zürichsee. Das Interesse war enorm, der Andrang erheblich. Gewiss, Christoph Blocher, mittlerweile selber eine historische Figur, zieht an. Das Publikum allerdings war alles andere als homogen. Dem Applaus nach zu urteilen, verteilten sich links und rechts einigermaßen gleichmässig, mit leichten numerischen Vorteilen für rechts.

Was ist die entscheidende Erkenntnis? Die letzten dreissig Jahre standen im Zeichen der linken Geschichtsschreibung. Die Schweiz durfte es nicht mehr geben. Es herrschte ein Kulturkampf gegen das überlieferte, plötzlich konservativ genannte Schweizbild, das an den Schulen gelehrt wurde. Auf «geistige Landesverteidigung» stand die intellektuelle Todesstrafe. Mythenzertrümmerung hatte Hochkonjunktur. Die Universitäten betrieben Geschichtswissenschaft als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.

Und alles war Mythos. Nicht nur Wilhelm Tell, auch der Bundesbrief, die Schlacht am Morgarten, Winkelried sowieso, Sempach, die Befreiungskriege gegen die Habsburger, selbst die Niederlage von Marignano und ihre neutralitätspolitischen Folgen: Es wurde kurzerhand alles auf den Komposthaufen geworfen, was dem so einseitig internationalistischen wie schweizblinden Selbstbild der progressiven Mainstream-Historiker widersprach. Stehenbleiben durfte nur der grosse Diktator, Dieb und Welteroberer Napoleon, dem die Schweiz, so der neue linke Mythos, ihre moderne Demokratie verdanke.

Wieso reden wir eigentlich immer noch darüber? Die Schweiz zeichnet sich als Staat eben vor allem durch ihre gemeinsam bestandene Geschichte aus. Wir sind die geschichtliche Nation schlechthin. Unsere Politik, unsere Gesetze, die Art und Weise, wie wir uns erfolgreich und weniger erfolgreich auf der Welt verhielten, resultieren als abgelagerte Erkenntnis aus der Geschichte. Unsere Traditionen sind das gelebte Handbuch der schweizerischen Politik, für Philosophen und Ideologen irgendwie enttäuschend und unergiebig, weil die geschichtlich nach Versuch und Irrtum entwickelte Schweiz weniger von grossen Ideen als von den Erfahrungen kleinräumig-prakti-



«Gegenwartsverseucht und damit unhistorisch.»

scher, konkreter Nützlichkeit geprägt war – und nach wie vor ist.

Das linke Geschichtsdogma bricht zusammen. Oder präziser: Es schmilzt auf seinen vernünftigen, zustimmungsfähigen Kern zurück. Einst sollten aus der Schweizer Geschichte zwingende Beweise dafür abgeleitet werden, warum die Schweiz sozusagen von Geburt an dazu bestimmt war, dereinst in einem angeblich genialen, grenzübergreifenden Konstrukt namens EU aufzugehen. Diese Geschichtsschreibung, die eigentlich eine Geschichtserfindung war, blieb immer gegenwartsverseucht und damit unhistorisch.



Das Experiment musste scheitern. Die rückwärtsgewandten Utopien, mit denen die Schweiz für den EU-Beitritt hätte fit gemacht werden sollen, verstauben. Sie haben ihre prickelnde Provokationskraft von einst verloren. Aus Angriff wurde Rückzug. Heute geht es den Kritikern der «Nationalkonservativen» nur noch darum, darauf hinzuweisen, dass die Schweiz nicht allein durch Schweizer Eigenleistungen, sondern auch durch immer wieder produktiv verwertete Einflüsse aus dem Ausland zustande gekommen ist. Wer würde das denn bestreiten?

Nach unserer Geschichtsdebatte fragte das Schweizer Fernsehen den Politiker Blocher, warum er in so vielem dem kritischen Historiker Maissen recht gegeben habe. Die Leutschenbach-Reporter wähten sich für einen Moment auf der ganz heissen Spur eines blocherschen Zurückkrebens. Sie irren. Was sich am Sonntag in Luft auflöste, war nicht der angeblich blochersche Geschichtsmythos, sondern der von links aufgeblasene Popanz eines abschottungssüchtigen, überheblichen, nationalistischen rechten Geschichtsbilds. Blocher und Maissen waren sich in den meisten Fakten einig. Auseinander lagen sie manchmal in der politischen Deutung. Maissen fände es gut, wenn die Schweiz in die EU ginge. Blocher fände es verheerend. Die Differenzen sind politisch, nicht historisch.

Die linken Historiker kritisieren die rechten Politiker nach einem erstaunlich unbedarften Muster. Sie unterstellen den Rechten, dass diese – umgelegt auf die historischen Fragen – sinngemäss behaupten würden, die Erde sei flach, dabei ist sie rund. Die Linken erklären dann den Rechten, warum die Erde nicht flach, sondern rund sei, worauf die Rechten – zu Recht – entgegnen, dass sie gar nie behauptet hätten, die Erde sei flach, sondern rund.

Dieser linke Geschichtszauber verfliegt rasant. Was bleibt, ist die Diskussion über den interessanten Sonderfall Schweiz, das einzige direktdemokratische Land der Welt. Anstatt zu fragen, warum die Schweiz in manchem gleich ist wie die andern, müssten sich die Historiker doch endlich einmal fragen, warum die Schweiz so anders geworden ist als alle andern. Die Existenz der Schweiz liegt in der Differenz.

Eine bekannte Schweizer Autorin schreibt mir eine E-Mail: «Für Frauen ist die grösste Tragik beim Älterwerden der Verlust der Schönheit, oder, anders gesprochen, nicht mehr in der Lage zu sein, einen Mann um seinen Verstand zu bringen.» Der Satz ist eigentlich ein Plädoyer für die Familie. Macht kann korrumpieren, Schönheit auch. Vor allem schöne Frauen müssen rechtzeitig eine Familie aufbauen, die auch dann noch hält, wenn die Macht der Schönheit schwindet. Die Wahl des richtigen Mannes ist die wichtigste und schwierigste Lebensaufgabe der Frau.



«Big beast»: Kenneth Clarke. Seite 54



Sittenpolizisten unter Verdacht: Chili's. Seite 26



Waffen für Märtyrer: Anwar al-Misrati. Seite 48



Macht der Mode: Kim Kardashian. Seite 64

Kommentare & Analysen

7 Editorial

13 Freisinnige Der Zürcher Weg zum Sieg

13 Im Auge Michael Bloomberg, Mayor im Langweilestand

14 Gesundheit Dicke Models

14 EU Spektakuläre Wende

15 Unternehmen Riskantes Spiel

15 Frankenstärke Berner Abzocker

16 Personenkontrolle Graf, «Carlos», Minor, Jositsch etc.

17 Nachruf Günter Grass (1927–2015)

18 **Drogenmillionär lebte von Fürsorge**

Der Fall des Nigerianers J.M.

20 Die Deutschen Grüne Logik

20 Wirtschaft Halbdirekte Demokratie

21 Ausland Aussenpolitik post Obama

22 Mörgeli Die Verliererin heisst – Demokratie

22 Bodenmann Umarmungen können tödlich sein

23 Medien Ein Lob auf die Illoyalität

23 Gesellschaft Mediengeil

24 Darf man das? / Leserbrief / Leserblitz

Hintergrund

26 **Sittenbild mit Damen**

Zwist im Korps der Zürcher Stadtpolizei (Teil 2)

30 **Der Biegsame**

Der Polit-Slalom des FDP-Nationalrats Ruedi Noser

32 **Wo die Schweiz entstand**

Vor 600 Jahren eroberten die Eidgenossen den Aargau

34 **Don Quichotte der Weltrevolution**

Jean Ziegler will wieder einmal die Welt verändern

36 **Markt gegen Romantik**

Die Fusion der beiden Zementriesen Holcim und Lafarge

37 **Franken In der Statistikfalle**

38 **Ausfransendes Bruttoinlandprodukt**

Statistiker schönen Zahlen zugunsten des Staats

39 **Asylpolitik Schranken der Vernunft**

40 **Achtung, Grenzgänger!**

Verdrängungskampf im Tessin und in Genf

44 **Goldene Ohren**

Hörgeräte-Pionier Paul Bommers schlechtester Deal

46 **Pubertät Rätselhaftes Busenwunder**

47 **Verkehr Wenn Bern will, steht alles still**

48 **Tod aus dem Container**

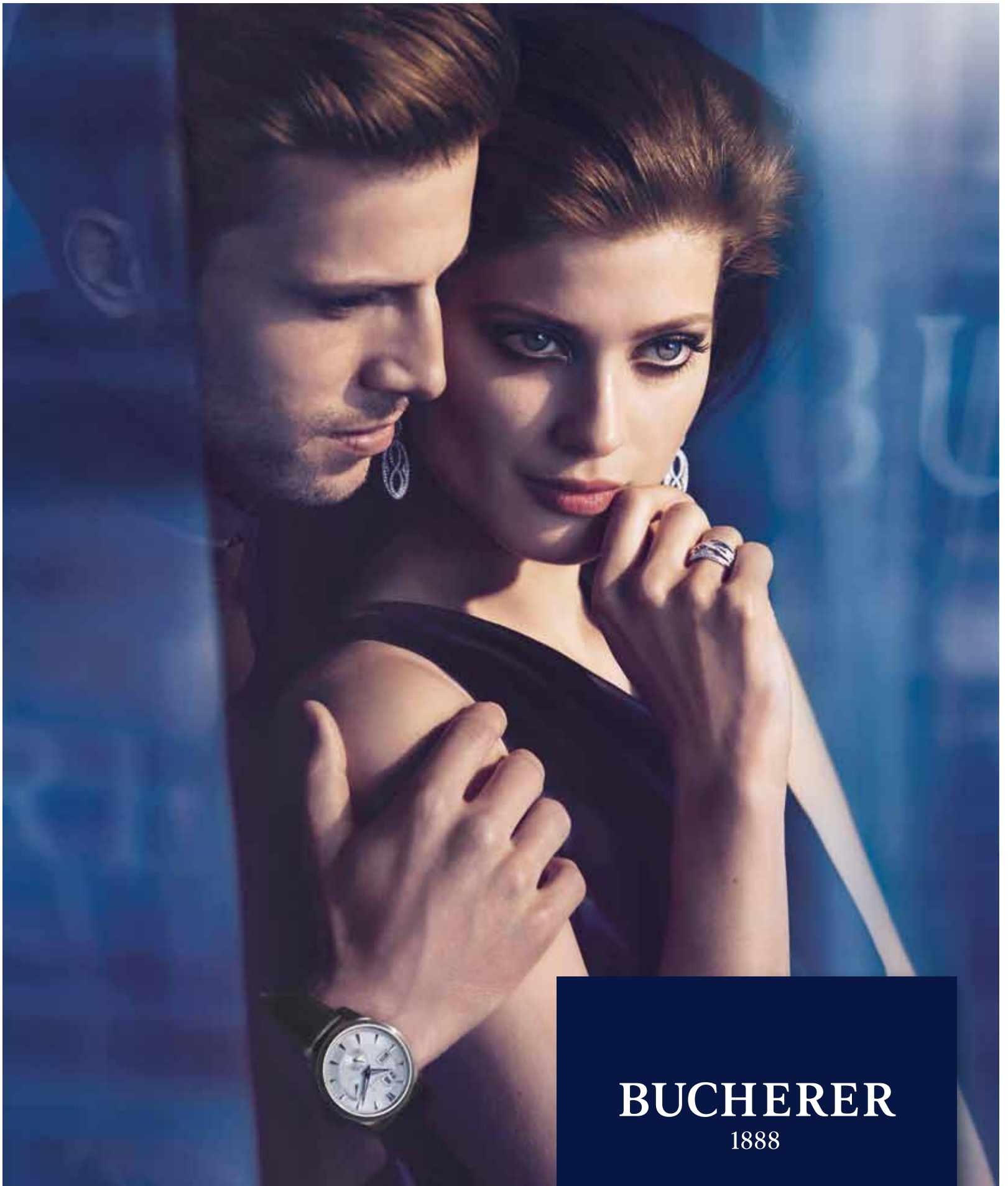
Der Traum des libyschen Warlords Anwar al-Misrati

51 **Frauen ohne Mitleid**

Marine Le Pen, Angela Merkel, Eveline Widmer-Schlumpf

54 **Das schrumpfende Königreich**

Kenneth Clarke über Britanniens Abschied von der Weltbühne



BUCHERER.COM

BUCHERER
1888

EINZIGARTIG WIE IHRE EMOTIONEN – SEIT 1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN



«Das Missverständnis liegt bei Ihnen»: Historiker Maissen, Unternehmer Blocher. Seite 56

Interview

56 «Dinge, auf die man stolz sein kann»

Die Geschichte der Schweiz, die Neutralität und ihre Mythen: Geschichtspräsident Thomas Maissen im Streitgespräch mit SVP-Stratege Christoph Blocher

Stil & Kultur

62 Stil & Kultur Edward Burtynsky

64 Bestseller

64 **Feindliche Übernahme**

Die immense Social-Media-Macht des Kardashian-Clans

67 Jazz Till Brönner

68 Top 10

68 Kino «Les combattants»

69 Fernseh-Kritik Literaturclub

70 Namen Starauftritt Patisserie

71 Hochzeit Reiseunternehmer Oliver Bell

71 Thiel Rauchzeichen

72 Wein Château Pédesclaux Pauillac 2010

72 Zu Tisch Restaurant «Zur Fernsicht», Heiden

73 Auto VW Touareg V6 TDI Blue Motion

74 MvH trifft Oliver Hirschbiegel, Regisseur

Autoren in dieser Ausgabe

Jürg Ramspeck



Jürg Ramspeck war zwischen 1956 und 1997 während 25 Jahren Journalist bei der *Weltwoche*, davon vierzehn Jahre als Chefredaktor.

In dieser Ausgabe porträtiert er den Schweizer Hörgeräte-Pionier Paul Bommer, der sein Lebenswerk zu früh verkaufte. Seite 44

Pirmin Meier



Der Aargauer Schriftsteller und Lehrer ist bekannt unter anderem für seine mehrfach ausgezeichneten Biografien über

Paracelsus und Niklaus von Flüe. In seinem Nachruf würdigt er Leben und Werk des begnadeten Erzählers Günter Grass. Seite 17

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store ANDROID APP ON Google play

DIE WELTWOCHTE

MS EUROPA 2

DIE GROSSE FREIHEIT:
Flexibel wie eine Yacht.
Entspannt wie ein Resort.

Jetzt
Katalog
anfordern!




Die Antwortkarte ist bereits weg? Kein Problem:
Weiter unten erfahren Sie, wie Sie mit uns in Kontakt treten können.

Grosser Luxus trifft grosse Entspannung - an Bord der EUROPA 2.

Als Neubau nimmt die EUROPA 2 seit Mai 2013 Kurs auf die reizvollsten Destinationen der Welt. Seit Indienstellung wurde sie vom Berlitz Cruise Guide mit der Bestnote 5-Sterne-plus* ausgezeichnet. Die EUROPA 2 vereint Exklusivität und höchstes Niveau mit einer modernen und legeren Atmosphäre. Exzellent ausgestattete Suiten für jeden Anspruch, ein grosses Fitness- und Wellnessangebot, abwechslungsreiche kulinarische Genussmomente in sieben Restaurants sowie private Land-Arrangements und ein Reise Concierge Service, der Ihre individuellen Wünsche erfüllt. Geniessen Sie die grosse Freiheit.

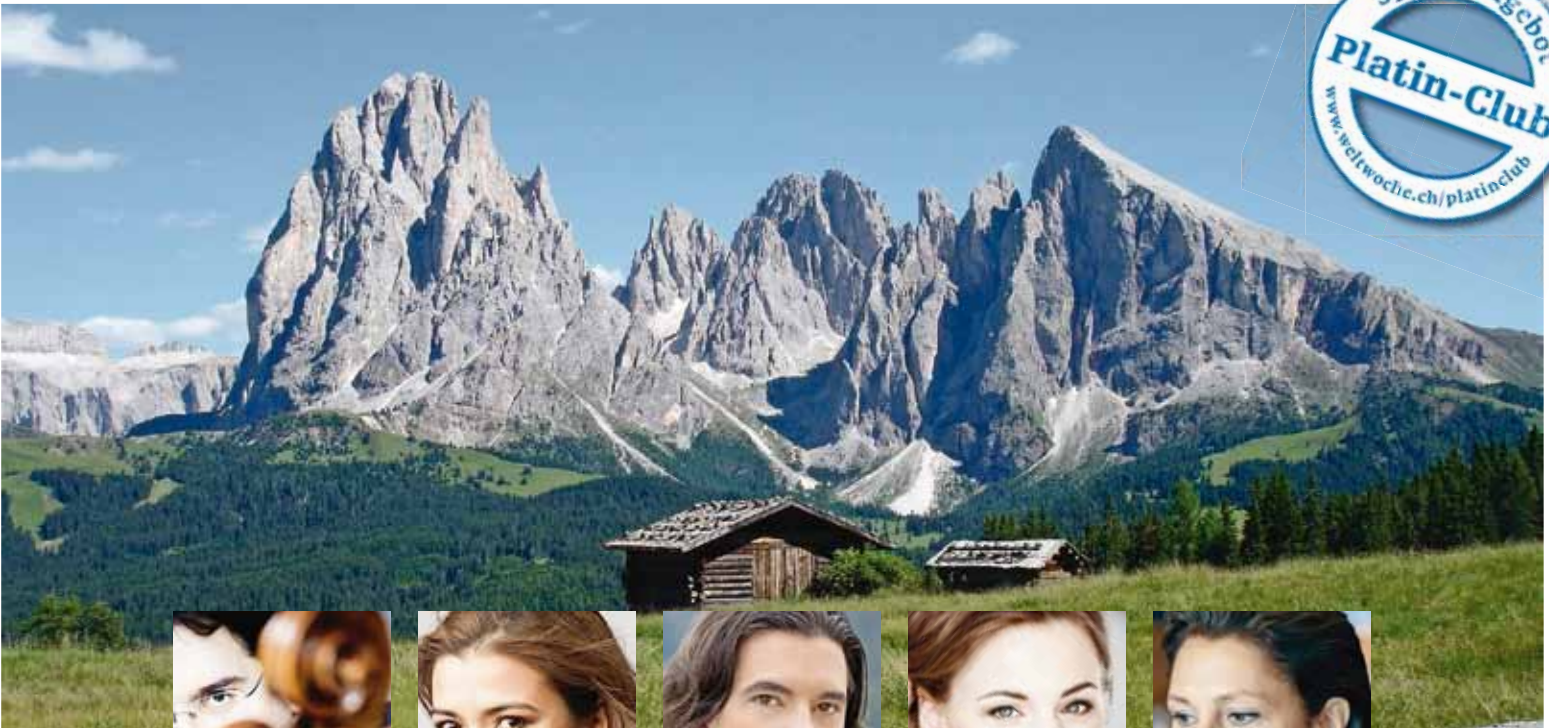
*Lt. Berlitz Cruise Guide 2015.

Mehr im Reisebüro • 0800 100044 (gebührenfrei) •  /hl-kreuzfahrten



Hapag-Lloyd
Kreuzfahrten

www.hl-kreuzfahrten.ch



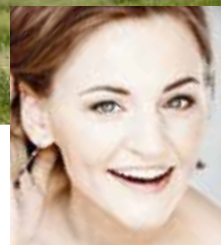
Christian Poltéra



Karen Gomyo



André Schuen



Franziska Hölscher



Stella Doufexis

Musikwoche in den Südtiroler Dolomiten Stradivari Summit 2015

Das Gipfeltreffen der Klassik ist wieder da! Erleben Sie die berühmtesten Streichinstrumente der Welt in herrlicher Umgebung auf der Seiser Alm – und logieren Sie königlich in einem der besten Wellness-Hotels Europas.

Europas grösstes Hochplateau und Unesco-Weltnaturerbe ist die Bühne für die berühmtesten Instrumente aller Zeiten, die der geniale Antonio Giacomo Stradivari (1644–1737) erschaffen hat. Ihr legendärer Klang fasziniert die Menschen seit Jahrhunderten.

Künstler von Weltrang erwarten Sie im 5-Sterne-Wellness-Hotel «Alpina Dolomites» auf der Seiser Alm. An den Abenden der einzigartigen Musikwoche erklingen die schönsten Werke der Kammermusik in der zu Fuss erreichbaren Franziskuskirche, die mit ihrer Akustik als Kammer- musiksaal der Oberklasse gilt.

Beim Stradivari Summit 2015 sind gleich vier der kostbarsten Meisterinstrumente zu hören: Die Stradivarius-Violine «Brodsky» (1702), gespielt von Kirill Troussov; die Stradivarius-Violine «Aurora, ex-Foulis» (1703), gespielt

von Karen Gomyo; das Stradivarius-Violoncello «Mara» (1711), gespielt von Christian Poltéra; und das Stradivarius-Violoncello «Feuermann» (1730), gespielt von Danjulo Ishizaka.

Als weiteres Highlight erklingt ein kostbares Violoncello von Geigenbauer Francesco Rugeri (1680), gespielt von Benedict Klöckner. Zeitgenössische Meisterwerke sind die Viola von Alexandre Breton (nach Carlo Antonio Testore), gespielt von Guy Ben-Ziony und die Violine von Stephan von Baehr (nach einer Stradivarius), gespielt von Franziska Hölscher. Das Ensemble wird hochkarätig ergänzt durch die Mezzosopranistin Stella Doufexis, den Bariton André Schuen sowie die Pianisten Alexander Krichel (Preisträger Echo-Klassik 2013), Daniel Heide, Benjamin Moser, Alexandra Troussova und Juho Pohjonen.

Platin-Club-Spezialangebot

Stradivari Summit 2015

3.–11. Oktober 2015, Seiser Alm, Dolomiten
Hotel «Alpina Dolomites Gardena Health Lodge & Spa»*****

Spezialpreise und Arrangements

pro Person und Zimmer bei Doppelbelegung;
Einzelbelegung auf Anfrage:

DZ «Dialer Superior» (ca. 50 m², mit Balkon)

- 8 Tage (3.–11. Oktober): € 2180.– (statt € 2440.–)
- 4 Tage (3.–7./7.–11. Oktober): € 1110.– (statt € 1240.–)

DZ «Saslong Exclusive» (ca. 50 m², mit Terrasse)

- 8 Tage (3.–11. Oktober): € 2330.– (statt € 2590.–)
- 4 Tage (3.–7./7.–11. Oktober): € 1185.– (statt € 1315.–)

«Molignon Suite» (ca. 75 m², mit Balkon)

- 8 Tage (3.–11. Oktober): € 2680.– (statt € 2940.–)
- 4 Tage (3.–7./7.–11. Oktober): € 1360.– (statt € 1490.–)

Leistungen

- 8 bzw. 4 Übern. inkl. HP mit 5- oder 6-Gang-Menü
- Nutzung Wellness- und Fitnessbereich
- Tiefgarage und gesamtes «Alpina»-Wohlfühlangebot
- Tägliche Konzerte gemäss Tagesprogramm

Buchung

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. +41 44 211 44 11 oder per E-Mail: info@bichsel-musikreisen.ch. Bitte das Stichwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter

Südtirol Momente, Oberbozen/Ritten
www.suedtirol-momente.com

www.weltwoche.ch/platinclub



Der Zürcher Weg zum Sieg

Von Florian Schwab — Ein Plus von 4,3 Prozent für die FDP im Kanton Zürich – das Glanzresultat lädt ein zu voreiligen Schlüssen, wie erste Einlassungen von Parteichef Philipp Müller zeigen.



«Sorge zur Umwelt»: FDP-Chef Müller.

Aus liberaler Sicht ist das gute Abschneiden der FDP in den Kantonsratswahlen eine erfreuliche Nachricht. Verständlich die Freude von Parteipräsident Philipp Müller: Den politischen Gegnern werde im Herbst das «Lachen vergehen». Eine Wiederholung des Zürcher Kunststücks auf Bundesebene ist aber nicht in Stein gemeisselt. Wie kann die FDP auch landesweit enttäuschte Wähler zurückgewinnen?

Kümmerliche Reste der Mitte

Müllers erste Reaktion lässt aufhorchen. In einem Interview mit der NZZ schielte er auf die grünen Wähler: «Die FDP trägt Sorge zur Umwelt.» Offenbar schickt sich die FDP an, die kümmerlichen Reste der «neuen Mitte» zusammenzulesen. Als erste Reaktion auf die Zürcher Wahlen ist das nachvollziehbar: Wie an den Verlusten unschwer erkennbar ist, gehen die prozentualen Gewinne der FDP vor allem auf Kosten der amorphen «neuen Mitte», bestehend aus Grünliberalen und BDP.

Es könnte allerdings eine gefährliche Strategie sein, sich nun anbiedernd auf das Terrain der Verlierer zu begeben. Hat die FDP das nötig? Es kommt nicht von ungefähr, dass der Zürcher FDP-Wahlerfolg in die Präsidentschaft von Müller fällt. Dieser findet leichter Zugang zur Bevölkerung als sein Vorgänger Fulvio Pelli und politisiert innerhalb der FDP eher auf der

rechten Seite. Das schafft im Wahljahr 2015 offenbar ein für die Freisinnigen positives Grundrauschen. Abheben sollte sie deshalb nicht.

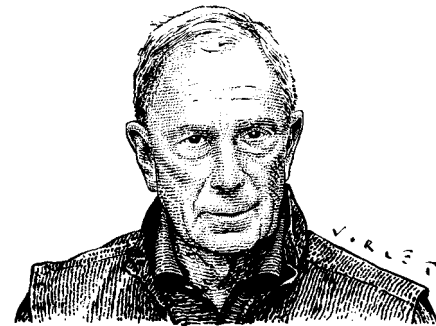
Die FDP hat gewonnen, gerade weil sie sich von der beliebigen «neuen Mitte» durch ein liberales Programm abgehoben hat. Die FDP überzeugt also vor allem dann, wenn sie sich auf ihre eigentlichen Tugenden konzentriert: möglichst viel der privaten Initiative überlassen. Mehr Freiheit, weniger Staat. Der mit einem Spitzenresultat wiedergewählte Regierungsrat Thomas Heiniger entspricht eher diesem Profil als seine nur knapp gewählte Parteifreundin Carmen Walker Späh. Endstation Sehnsucht: Frauenquote.

Selbst wenn in der Mitte ein paar Prozente zu holen sind, so besteht die grösste Aufgabe für die FDP noch immer darin, sich so klar zu positionieren, dass sie keine Wähler mehr in die Arme der SVP treibt. Auch die dorthin Abgewanderten könnten wieder bereit sein, den Freisinnigen im Herbst die Stimme zu geben. Da hilft es – Zürcher Wahlerfolg hin oder her – nicht, wenn die FDP ihre Rolle als finanzpolitisches Gewissen vergisst und die «Milchkuh-Initiative» in der parlamentarischen Kommission geschlossen ablehnt. Oder wenn Bundesrat Didier Burkhalter unbesehen EU-Recht übernehmen möchte. Oder wenn Johann Schneider-Ammann mit der Keule des Wettbewerbsrechts auf angeblich nicht genügend weitergegebene Währungsvorteile losgeht.

Eine Antwort bleibt die FDP auch in anderen Bereichen schuldig: Wie hält sie es mit dem planwirtschaftlichen Projekt der Energie- wende? Ist sie eher dafür wie der Zürcher Ständeratskandidat Ruedi Noser oder eher dagegen wie Parteichef Müller? Wird die FDP die finanzielle Privatsphäre auch in steuerlichen Angelegenheiten verteidigen wie Fraktionschefin Gabi Huber, oder ist sie bereit, die Privatsphäre beim ersten Wink den legitimen internationalen Interessen der Grossbanken zu opfern? Wird die FDP dem Finanzdienstleistungsgesetz zum Durchbruch verhelfen, das die Kundenbeziehung zwischen Bankberater und Klienten unter den Generalverdacht der Kriminalität stellt?

Und schliesslich: Wie viel Schweizer Unabhängigkeit und Selbstbestimmung will die FDP für den unbedingten Erhalt der bilateralen Verträge opfern? Es geht nicht darum, einfach die Position der SVP zu kopieren, sondern eigene Ideen zu entwickeln. Die Bilateralen sind kein Heiliger Gral. Das weiss auch der heimliche EU-Skeptiker Philipp Müller.

Ritter gegen Rauch



Michael Bloomberg, Mayor im Langweilestand.

Zweimal hat Michael Bloomberg, 73, der frühere Mayor von New York und 38 Milliarden schwer, dementieren lassen. Sein Finanzdienstleistungsunternehmen musste die Meldung, dass Heuschrecken klammheimlich zwanzig Prozent Anteile an unserer Nationalbank besäßen, zur Ente erklären. Und dann hat Bloomberg persönlich das begründete Gerücht der *Sunday Times* in Abrede gestellt, er wolle Bürgermeister von London werden, und das fand sogar der derzeitige Amtsinhaber Boris Johnson, der nicht mehr kandidieren will, sehr schade. Auch sei die Tatsache, dass Mr. Bloomberg US-Bürger sei, kein Nachteil, denn Mayor Johnson selber besitzt auch einen amerikanischen Pass, er ist Doppelbürger, geboren in New York. Bloomberg hat sein Vermögen als innovativer Verleger gemacht und den Big Apple zwölf Jahre lang gratis administriert. Die uneingelösten Checks seines Salärs hänge er als Collagen an die Bürowand. Mit dem Transfer nach London hätte er quasi einen neuen Markt erfunden für Führungskräfte von Mega-Metropolen, eine urbanistische Champions League für die Ancelottis, Mourinhos und Guardiola des klugen Regierens. Bloomberg, der den Helikopterpilotschein besitzt, hätte sicher auch das Flughafen-Chaos des Berliner Partyvogels Wowereit aufgeräumt. Es gibt ja einen diskreten schweizerischen Pionier dieser Branche: Thomas Wagner, der ehemalige Stapi von Zürich, der die chinesische Partnerstadt Kunming entwickeln half. Bloomberg sanierte New Yorks Finanzen, sein ureigenes Terrain, und er kämpfte unermüdlich «gegen alles, was raucht» (FAZ): gegen die Luftverschmutzung der Kohlekraftwerke, gegen Zigaretten und – weniger erfolgreich – gegen Colts. In London erwartet ihn der Smog. 2013 verliess er das Rathaus, um sich nur noch der Wohltätigkeit zu widmen, aber schon nach acht Monaten war er zurück als CEO des Bloomberg-Imperiums. Er langweilt sich. London bleibt deshalb eine Option. Er hat dort ein Haus, seine Ex-Frau und seine Kinder leben dort, und er ist von der Queen bereits zum Ritter geschlagen worden. Sir Bloomberg darf er sich allerdings nicht nennen, weil Nicht-Brite.

Peter Hartmann

Dicke Models

Von Alex Reichmuth — Der Staat schreibt uns bald vor, welche Frauen wir schön finden dürfen.

Frankreich greift durch. Auf den Laufstegen sind Models mit einem Body-Mass-Index (BMI) unter 18,5 demnächst verboten. Bei Zuwiderhandlung drohen exorbitante Bussen oder sogar Gefängnis. Ein BMI von 18,5 bedeutet bei einer Grösse von 1,75 Meter ein Gewicht von 56,7 Kilogramm. Es gibt viele junge Frauen, die von Natur aus darunter liegen – ganz ohne an Magersucht zu leiden. Sie alle trifft in Zukunft ein Berufsverbot. Beim Zwang zu dicken Models kann sich Frankreich an Spanien und Israel orientieren, wo für Frauen in der Mode ebenfalls ein Mindestgewicht gilt.

Schon springen auch in der Schweiz erste Politikerinnen auf den Zug auf. SP-Nationalrätin Silvia Schenker stellte einen Vorstoss zum Verbot dünner Models nach dem Vorbild Frankreichs in Aussicht. Applaus bekam sie von ihrer grünliberalen Ratskollegin Margrit Kessler. «Unser heutiges Schönheitsideal ist unmöglich», liess sich diese gegenüber 20 Minuten verlauten. Bereits gibt der Staat vor, wie viel Sport man treiben muss und welches Essen gesund ist. Bald sagt er uns also auch, welche Frauen man schön zu finden hat.

Ausgehverbot für magere Frauen?

Was kommt als Nächstes? Ein Verkaufsstopp für Barbie-Puppen? Diese infizieren kleine Mädchen mit dem Magerkeitwahn. Oder ein Ausgehverbot für dünne Frauen vor Einbruch der Dunkelheit? Schliesslich könnte ihr Anblick der Bulimie Vorschub leisten. Konsequenterweise müsste man auch dicke Menschen von der Strasse verbannen. Denn diese geben punkto Gesundheit auch kein Vorbild ab.

Im Ernst: Auf tatsächliche oder vermeintliche gesellschaftliche Probleme mit Gesetzen zu reagieren, ist ein altbekannter Reflex linker Politik. Angeblich geht es jeweils um den Schutz vor schädlichen Einflüssen. Ein typisches Beispiel ist auch das Prostituiertengesetz, das Deutschland kürzlich verabschiedet hat. Dieses schreibt Prostituierten eine Anmelde-, eine Erlaubnis- und eine Beratungspflicht vor – angeblich zu ihrem Schutz. «Wer schützt uns vor unseren Beschützern?», beklagte sich aber Johanna Weber, Sprecherin des deutschen Berufsverbandes für erotische und sexuelle Dienstleistungen. In Wahrheit bedeuteten die neuen Vorschriften eine weitere Stigmatisierung von Sexarbeiterinnen.

Es ist hier wie bei den Magermodels: Was als Schutz daherkommt, ist in Wahrheit eine Form der Diskriminierung.

Spektakuläre Wende

Von Hubert Mooser — Energiekommissar Miguel Arias Cañete will die Schweiz in den EU-Strombinnenmarkt einbinden. Dazu ist er neuerdings zu Kompromissen bereit.

Im März wollte EU-Energiekommissar Miguel Arias Cañete die Schweizer Energieministerin Doris Leuthard in Bern treffen. Er wollte sich einen Überblick über die Arbeiten an der Übergangslösung zu einem Stromhandelsabkommen zwischen der Schweiz und der EU verschaffen. Doch dann sagte der Spanier das geplante Treffen überraschend wieder ab, wie das Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) letzte Woche gegenüber der *Weltwoche* (Nr. 15/15) bestätigte. Mehr wollte Leuthards Uvek nicht sagen, jetzt sind dennoch ein paar Einzelheiten durchgesickert.

Laut zuverlässigen Quellen will sich der EU-Energiekommissar erst dann wieder mit Leuthard austauschen, wenn er für die vor Ostern verhandelte Zwischenlösung Rückendeckung von EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker erhalten habe. Bei diesen Gesprächen wurde vor allem auf der Seite der EU-Unterhändler ein pragmatischer Ansatz vorgeschlagen. Die institutionellen Fragen – also die Überwachung des Vollzugs und die Gerichtsinstanz in Streitfällen beispielsweise – stehen nicht mehr ganz so stark im Zentrum. Die *NZZ am Sonntag* sprach von einem rein technischen Abkommen, das der Schweiz die Teilnahme am EU-Strombinnenmarkt ermöglichen soll.



Offene Türen: EU-Energiekommissar Cañete.

Gutinformierte Kreise betonen jedoch, die momentan vorliegende Lösung sei mehr als bloss ein technisches Abkommen – man rede mit der EU über ein umfassendes Stromabkommen. Neben dem Marktzugang geht es um gemeinsame Sicherheitsstandards, die Mitgliedschaft der Schweiz in europäischen Gremien und den Zubau erneuerbarer Energien wie Sonne, Wind oder Biomasse. Auch die heiklen institutionellen Fragen seien darin festgehalten. Der Unterschied zu den bisherigen Ideen: In der Interimslösung werden nur noch Grundsätze und Prinzipien von Überwachung und Streitschlichtung festgelegt werden. Es wird jedoch nicht mehr präzisiert, ob nun der Efta-Gerichtshof (zuständig für die EWR-Staaten Norwegen, Liechtenstein und Island) oder der EU-Gerichtshof im Streitfall angerufen werden kann.

Übergangslösung ist möglich

Die Übergangslösung ist befristet bis Ende 2016. Spätestens dann muss die Schweiz der EU eine Lösung für die institutionellen Fragen präsentieren. Der derzeitige Stand der Verhandlungen stellt eine spektakuläre Wende beim Ringen um ein Stromabkommen dar. Noch vor einem halben Jahr wollte die EU mit der Schweiz keine neuen Marktzutrittsabkommen abschliessen, solange die institutionelle Frage nicht geklärt ist. Dann öffnete Cañete im Januar 2015 der Schweiz eine Tür: Die EU sei bereit, auf Grundlage einer Übergangslösung der Schweiz Zugang zum neuen Strombinnenmarkt zu gewähren. Das Angebot war allerdings an einen institutionellen Rahmen gekoppelt. Die EU erwartete in den Fragen Überwachung der staatlichen Beihilfen und Streitschlichtungsinstanz konkrete Lösungen. Dabei kam auch der Vorschlag, den Efta-Gerichtshof als Streitschlichtungsinstanz zu akzeptieren, wieder auf den Tisch – obwohl der Bundesrat eine Lösung über den EU-Gerichtshof beschlossen hatte.

Nun ist die Türe zum Strombinnenmarkt noch weiter aufgegangen: Die Schweiz muss sich nicht bereits in den kommenden Wochen entscheiden, ob für das Stromabkommen der Efta-Gerichtshof oder der EU-Gerichtshof zuständig sein soll. Ab dem 1. Juli 2015 werden die nationalen und regionalen Strommärkte europaweit zu einem einzigen grossen Elektrizitätsmarkt zusammengeschlossen. Cañete hätte die Schweiz gerne mit an Bord, wie er verkündete. Vorher müssten die Schweiz und die EU indes ein Stromabkommen unterzeichnen.

Riskantes Spiel

Von Beat Gygi — Der Sika-Verwaltungsrat hat die Generalversammlung «gewonnen», aber Eigentumsrechte lassen sich nicht so einfach wegwischen.



Nadelstiche: Sika-Generalversammlung vom Dienstag in Baar.

Vor einem halben Jahr war der Spezialchemiekonzern Sika primär auf Baustellen, in Autofabriken und vielleicht in Baumärkten bekannt, nun ist er zum politischen Unternehmen geworden, in dem öffentlich Kämpfe zwischen Eigentümern und Management, zwischen Minderheits- und Mehrheitsaktionären, zwischen juristischen Strategien und gar zwischen wirtschaftspolitischen Lagern toben. Die Sika-Generalversammlung vom Dienstag in Baar war deshalb eine vielschichtige Auseinandersetzung, die allerdings die meisten Fragen zur Zukunft der Firma sowie zu dem rechtlichen Rahmen in der Schweiz offenliess.

Hintergrund des Kampfes ist die seit Dezember bekannte Absicht der Eigentümerfamilie Burkard, ihre Schenker-Winkler-Holding, die Sika stimmenmässig zu 52 Prozent und kapitalmässig zu gut 16 Prozent kontrolliert, für 2,75 Milliarden Franken an die französische Saint-Gobain zu verkaufen. Verwaltungsrat und Management von Sika wehren sich jedoch dagegen, dass die Familie die Kontrolle weggibt und dabei Kasse macht, ohne die andern Aktionäre zu beteiligen.

Unterstützt wird diese Opposition von den Restaktionären sowie andern Managern, von Politikern, Gewerkschaften und Medien. Diese breite Front wirkt mächtig, bewegt sich aber nicht auf besonders starker Grundlage.

So hat der Sika-Verwaltungsrat an der Generalversammlung die Stimmen der Familien-Holding bei wichtigen Abstimmungen auf 5 Prozent beschränkt und so die Veranstaltung weitgehend unter seine Kontrolle gebracht. «Seine» Kandidaten kamen in den Verwaltungsrat, Gegenkandidaten nicht alle, so dass auch im neugewählten Gremium die Abwehrhaltung gegen den Verkauf an Saint-Gobain quasi installiert ist. Die Familie dagegen sagte bei der Entlastung der Verwaltungsräte und deren Entlohnung nein, was aber eher Nadelstichen entspricht.

Abwehrstrategie in der Testphase

Bei seinem Vorgehen stützte sich der Verwaltungsrat allerdings auf eine juristische Abwehrstrategie, die in der Testphase ist. Die Zulässigkeit der Stimmrechtsbeschränkung, also einer massiven Reduktion der Eigentumsrechte, wird noch gerichtlich zu klären sein. Aus dieser Sicht war die Generalversammlung ein riskantes Spiel mit offenem Ergebnis. Dabei kann die Familie immerhin darauf setzen, dass Eigentumsrechte in der Schweiz wichtig sind; auch ein neuer Verkaufsprozess wäre möglich. Enger wirkt der Spielraum des opponierenden Verwaltungsrats, der im Prinzip die Pflicht hat, die Interessen aller Aktionäre eines Unternehmens im Auge zu behalten.

Berner Abzocker

Von Philipp Gut — Die Wirtschaft tut es längst, nur der Bund gibt Währungsvorteile nicht weiter.

Die Schelte wäre sofort erschallt: Hätten die Automobilimporteure auf die Aufwertung des Frankens nicht umgehend reagiert und die Preise zum Teil massiv gesenkt – die Politiker hätten die Branche garantiert ins Gebet genommen. Von «Abzockern der Nation» und ähnlichen Ehrentiteln wäre die Rede gewesen. Bern hätte getobt.

Wie allerdings verhält sich der Bund selber nach dem «Frankenschock»? Gibt er allfällige Währungsvorteile weiter? Diese Frage stellte auch der Solothurner SVP-Nationalrat Walter Wobmann während der letzten Session. Im Rahmen der Debatte zur Frankenstärke wollte er vom Bundesrat wissen, ob dieser jetzt auch die Sanktionen für das CO₂ entsprechend nach unten anpasse. Die Importeure müssen nämlich happige Sanktionen zahlen, wenn Neuwagen den Grenzwert überschreiten.

Bei der Einführung des Gesetzes war es unbestritten, dass der Strafzoll in der Schweiz etwa gleich hoch ausfallen solle wie in der Europäischen Union. Festgelegt wurde der Preis zu einem Wechselkursverhältnis von Fr. 1.50 pro Euro. Doch heute liegt der Kurs deutlich tiefer. Die Schweizer Importeure und damit letztlich die Schweizer Autofahrer zahlen im Vergleich zu viel. Konkret zahlt man in der EU eine Strafe von rund 100 Franken pro Gramm CO₂ je Kilometer. In der Schweiz hingegen sind es Fr. 142.50. Von einem ähnlichen Strafmass wie in der EU kann keine Rede mehr sein. Konsequenterweise müsste der Bund die Strafen senken.

Doch davon will die Regierung nichts wissen. «In diesem Land ist es teuer, im Durchschnitt 30 Prozent teurer», antwortete Bundesrat Johann Schneider-Ammann (FDP) auf die Frage Walter Wobmanns. «Unser Kostenniveau können wir nur mit vereinten politischen Kräften durch verschiedenste Massnahmen in eine vorteilhaftere Richtung entwickeln – gemeint ist natürlich: vorteilhafter gegenüber der Europäischen Union.» Auf die konkrete Frage nach der Reduktion der Strafzölle könne er aber nicht mit Ja oder Nein antworten, das könne der Gesamtbundesrat. Bisher ist dieser eine Antwort schuldig geblieben. Offensichtlich ist der Bund nicht bereit, bei sich selber die gleichen Massstäbe anzuwenden, die er bei andern fordert. Falls sich der Bundesrat nicht doch noch überraschend eines Besseren besinnt, muss er sich den Vorwurf gefallen lassen, ein Währungsgewinnler und Abzocker zu sein.

Personenkontrolle

Graf, «Carlos», Minor, Jositsch, Gürber, Bernard, Neuhaus, Walker Späh, Heiniger, Gut, Steinbrück, Sarasin, Maschmeyer, Müller, Westwood



Haltung? Regierungsrat Graf.

Ein halbes Dutzend Journalisten, angeführt von jenem der «Tagesschau» (SRF), waren am Sonntag in aller Früh zum Zürcher Regierungsrat **Martin Graf** (GP) nach Hause gepilgert, um den grünen Vorzeigepolitiker am Tag seiner Wiederwahl zu begleiten. Nur wurde Graf – eine Seltenheit im Kanton Zürich – abgewählt, wohl nicht zuletzt wegen des Debakels um den «Fall **Carlos**». Der abgewählte Graf habe «zwar geweint», schrieb **Liliane Minor** einfühlsam im *Tages-Anzeiger*, jedoch tapfer die Haltung bewahrt. Die Kamera von *Telezürli* zeigt ein anderes Bild. Vor einem Zürcher Weinlokal, in dem die Grünen ihren Frust ertränkt hatten, rechnete ein wutentbrannter Graf mit allen ab, die ihn im «Fall **Carlos**» angeblich verraten haben: Rechtsprofessor **Daniel Jositsch** «mit seinen Thesen», alle Parteien «mit ihren Parolen» (die eigene inklusive), Jugendanwalt **Hansueli Gürber** (wegen des Dok-Films, den er sich zu «seiner Pensionierung für seinen Narzissmus geleistet hat»), «**Carlos**»-Anwalt **Stephan Bernard** (Graf bedachte ihn mit einem Stinkefinger), die sensationsgierigen Journalisten – alle bekamen sie ihr Fett ab. Zur Erinnerung: In Martin Grafs Unterstützungskomitee fanden sich nicht nur namhafte Vertreter aller Parteien (FDP und SVP inklusive), sondern auch eine illustre Schar von Anwälten, Staatsanwälten und Richtern – und nicht zuletzt auch Professor Daniel Jositsch. Anders als Gürber erhält Graf übrigens vom Staat noch eine Abfindung von rund 400 000 Franken für die erlittene Schmach der Abwahl. (axb)

Man könnte es als ordnungspolitisch fragwürdig ansehen, dass die FDP des Kantons Zürich ihre Wahlfeier ausgerechnet im Gebäude eines Grossunternehmens abhält, das in einem Sektor tätig ist, der wie kein zweiter von der zunehmenden Regulierungsdichte profitiert. Egal, ob



«*Extrem*»: Walker Späh, Heiniger.

Steuerstreit mit den USA, Einführung des automatischen Informationsaustauschs oder neue Rechnungslegungs- und Steuervorschriften: Wirtschaftsprüfungsfirmen wie Price Waterhouse Coopers (PwC) segeln auf der Regulierungswelle. Aus dem Blickwinkel der Kostenökonomie hingegen war der Entscheid, den Anlass am Sonntag im PwC-Firmensitz in Zürich Oerlikon abzuhalten, sicher vorteilhaft, ist doch PwC-Schweiz-Chef **Markus Neuhaus** als grosser FDP-Freund bekannt. Der Anlass selbst war in Anbetracht des signifikanten FDP-Sieges mit vielleicht fünf Dutzend Leuten eher spärlich besucht. Die neugewählte Regierungsrätin **Carmen Walker Späh** trat sprachlich als Extremistin in Erscheinung: Sie sei «extrem» froh, dass sie auf dem sechsten und nicht, wonach es am Nachmittag lange ausgesehen hatte, auf dem siebten Platz gelandet sei. Sie danke ihrer Partei für den «extrem» guten Wahlkampf. Parteikollege **Thomas Heiniger** sei ein «extrem» guter Regierungsrat. Heiniger hielt seine Ansprache kurz und gab seiner Zuversicht Ausdruck, mit Walker Späh ebenso gut zusammenzuarbeiten wie mit deren Vorgängerin **Ursula Gut**, die nach dem Debakel um Milliardenlöcher in der kantonalen Pensionskasse nicht mehr angetreten war. Bei der Nennung des Namens Ursula Gut durch Heiniger brach Walker Späh in Applaus und Jubel aus, vermochte dabei aber den Rest der Festgemeinde nicht recht mitzureissen. (fsc)

Ein grosses M prangt auf einem Dokument, das die *Weltwoche* kürzlich aus dem deutschen Bundesfinanzministerium erreicht hat. Das M steht für «Ministervorlage» und besagt, dass der ehemalige deutsche Finanzminister **Peer Stein-**



Legal: Peer Steinbrück.

brück (SPD) die Unterlagen zu Gesicht bekommen hat. Der Inhalt ist brisant: Es handelt sich um eine rechtliche Einschätzung sogenannter Cum-Ex-Geschäfte aus dem Jahr 2009. Experten des Finanzministeriums legen dem Minister dar, dass eine «Lücke» im Gesetz bestehe mit der «Rechtsfolge», dass die Kapitalertragssteuer auf Dividenden zurückverlangt werden könne, selbst wenn diese vorgängig nicht bezahlt worden sei. Diese Lücke wurde erst per 1.1.2012 geschlossen. Im Jahr 2011 verkaufte die Bank **Sarasin** unter ihrem damaligen Chef **Eric Sarasin** Finanzprodukte, die sich genau diese Lücke zunutze machten. Zu den Kunden gehörten der Financier **Carsten Maschmeyer** und der Drogereikönig **Erwin Müller**. Das Schriftstück zeigt: Das Finanzministerium weiss, dass die sogenannten Cum-Ex-Geschäfte vor 2012 legal waren. Trotzdem verfolgen die deutschen Behörden **Sarasin** und weitere Personen strafrechtlich in der Angelegenheit. Die Staatsanwaltschaften Basel und Zürich leisten dabei Rechtshilfe. In Kürze sollen die ersten Dokumente von Basel nach Deutschland geschickt werden. (fsc)

Ihr Markenzeichen sind zwar ihre feuerroten Haare, aber ihr Herz schlägt politisch zuverlässig grün. Die britische Modeschöpferin **Vivienne Westwood** gehört seit Jahren zu den bekanntesten und grosszügigsten Sponsoren



Anspruch und Wirklichkeit: Vivienne Westwood.

der Green Party im Vereinigten Königreich. Nun aber hat sich wenige Wochen vor der Unterhauswahl eine Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit aufgetan: Wie sich herausstellte, optimierte Westwood ihre Steuerlast auf bekannte Weise in Luxemburg. Diese Art der Steueroptimierung aber wollen die Grünen vehement bekämpfen. Während sich die Parteiführung angesichts der Enthüllungen tot stellte, muckte die Basis auf. Eine Westwood-Wahlkampftour durch mehrere Universitäten wurde kurzfristig abgesagt, ein unabhängiger Experte soll den Steuerstatus der Modedame überprüfen. Doch selbst wenn sie aus dieser Untersuchung mit sauberer Weste hervorgehen sollte, droht ihr Ungemach an einer zweiten Front. Westwoods Modelabel ist berüchtigt dafür, dass es vorzugsweise unbezahlte Praktikanten für Fulltime-Jobs anstellt. Aber auch diese Unsitte haben die Grünen lautstark angeprangert. (ky)

Nachruf

Günter Grass (1927–2015) — Der «ewige Hungerstudent» Günter Grass galt nicht als Wunschwiegersohn des Lenzburger Unternehmers Boris Schwarz («Eisen-Schwarz»). Am Jugendfest 1952 tanzte der spätere Nobelpreisträger mit dessen Tochter Anna Schwarz, die er zwei Jahre später auf dem Zivilstandsamt Lenzburg ehelichte. Nicht die Erinnerung an die Heimatstadt Danzig, sondern die Tambourentradition der Lenzburger Kadetten steht am Ursprung der seiner ersten Gattin gewidmeten «Blechtrommel».

Für den Eintritt in die Weltliteratur hat in Lenzburg, das seit 1793 Hochburg des Kadettenwesens ist, niemand auf den gelernten Bildhauer Günter Grass gewartet. Unter «Ostfront» verstand man dort eine Verteidigungslinie der bis heute alle zwei Jahre in Szene gesetzten Freischarenmanöver. «Freischarengeneral» war 1928 Stahl-unternehmer Boris Schwarz, der spätere Schwiegervater von Günter Grass.

Tanz mit der Schweizer Ballerina

Alt Freischarengeneral «Eisen-Schwarz», Mäzen der Freisinnigen Partei, hatte drei Töchter: Anna, Helen und Kathrin. Eine schöner und gebildeter als die andere. Der Helen machte der aargauische Jungintellektuelle Werner Geissberger den Hof, auf-

Die Tambourentradition der Lenzburger Kadetten steht am Ursprung der «Blechtrommel».

grund von Erfahrungen mit Flüchtlingen des Zweiten Weltkriegs der erste Linksliberale im Aargau, später Gründer des Team 67, einer progressiven Formation. Geissberger, zeitweilig Chefredaktor des *Badener Tagblatts*, begeisterte sich mit seinem Schwager Günter Grass für Willy Brandt. An der Nägelistrasse 5 in Wettlingen, Geissbergers Wohnsitz, hielt sich Grass mit seiner schnell wachsenden Familie gelegentlich auf. Dass er dort mit einer Olivetti Teile der «Blechtrommel» geschrieben habe, gehört zu den Legenden, womit man Wettlingens mässigen Welt-ruhm etwas zu kompensieren sucht.

Immerhin beharrt Grass in seinem autobiografischen Buch «Beim Häuten der Zwiebel» (2006) darauf, das Motiv eines trommelschlagenden Knirpses in Lenzburg kennengelernt zu haben, angeblich bei Gelegenheit seines ersten Besuches bei der «Tänzerin» Anna. Bei dieser handelte es sich um eine Seminaristin des Aarauer



«Er hät tanzet wie'n en Aff!»: Günter Grass mit seiner ersten Ehefrau Anna Schwarz, 1970.

Lehrerinnenseminars, welche sich dann in Berlin und Paris zur Tanzlehrerin ausbilden liess. In der Lenzburger mündlichen Überlieferung erinnert man sich kaum an Bühnenauftritte einer «Ballerina», wie die Stahlerbin in herkömmlichen Grass-Lebensläufen genannt wird. Umso besser aber an das gemeinsame Tanzen mit dem rassigen schwarzhaarigen Schnauzkünstler Grass: «Er hät tanzet wie'n en Aff!», soll der Schwiegervater geraunt haben. Ein Schwiegersohn in der Art von Johann Schneider-Ammann, dem späteren Inhaber der Ammann Group, hätte der Familientradition eher entsprochen.

Glücksfall Anna

Für die Karriere von Grass und seinen Aufstieg zu einem der meistbeachteten Autoren seines Jahrhunderts war die Heirat mit Anna Schwarz ein Glücksfall. Sie war nicht nur, wie Grass schrieb, aus «besitzbürgerlichem Hause», sondern darüber hinaus eine künstlerisch und sprachlich begabte *Lady* mit vielseitigen Talenten und hoher Fähigkeit zur Empathie. Eindrucksvoll kommt dies im Briefwechsel Günter Grass/Anna Grass mit dem kongenialen Uwe Johnson zum Ausdruck. Grass und Johnson schafften den literarischen Durchbruch mit der «Blechtrommel» und «Mutmassungen über Jakob» gleichzeitig (1959), jedoch bei unterschiedlichem finanziellem Erfolg. Mit der Zeit wurde aber die Freundschaft durch charakterliche und auch politische Unvereinbarkeiten getrübt. Ein Faszinosum an diesem Briefwechsel ist der Austausch

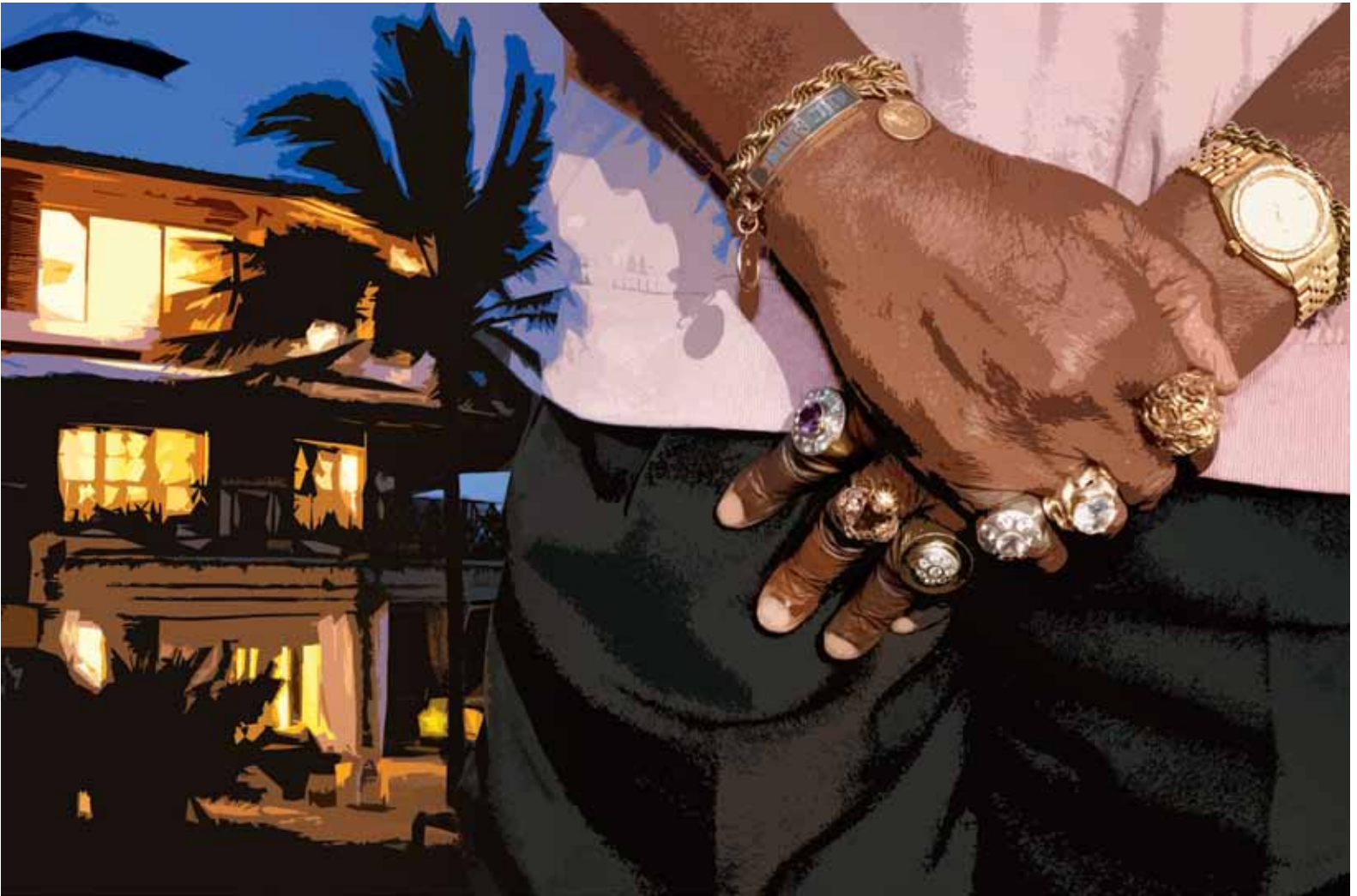
zwischen Uwe Johnson und Anna Grass. Die Lenzburgerin entwickelte ihrerseits ein beachtliches Schreibtalent. Die Scheidung (1978) von Selbstdarsteller Grass war für die vierfache Mutter trotzdem nicht zu vermeiden.

Keine herkömmliche Wehrpflicht

Der am Montag in Lübeck verstorbene genialische Erzähler Grass eignet sich als Verfasser von Wälzern kaum mehr für Schullektüren. Das Lesevergnügen setzt den zeitgeschichtlich erfahrenen geistigen Geniesser voraus. Autobiografische Bemerkungen sind, wie Jahrgänger Joseph Ratzinger betont (er kommt in «Beim Häuten der Zwiebel» vor), mit Vorsicht zu geniessen. Auch scheint klar, dass Grass' spät eingestandene Dienstzeit bei der Waffen-SS nicht mit herkömmlicher Wehrpflicht zu wechseln war, weil die SS – wie die französische Fremdenlegion – nur Überzeugte aufnahm. Im letzten Kriegswinter glaubte wohl auch der junge Grass nicht mehr an den «Endsieg». Die damaligen Aufgebote galten der drohenden Niederlage. Dabei stand die Aussicht im Raum, Deutschland zu deindustrialisieren, teilweise zu sowjetisieren, welch Letzteres sogar Churchill mit der Hölle verglichen hat.

In dieser Hinsicht hilft es nicht, gegen Günther Grass die Moralkeule zu schwingen, so wie er, der begnadete Erzähler, mit derselben weder klug noch glücklich geworden ist.

Pirmin Meier



Die Sozialhilfe ist bloss das Taschengeld.

Schweiz

Drogenmillionär lebte von Fürsorge

Von Philipp Gut — Der Nigerianer J. M., einst unter falschem Namen als Asylbewerber in die Schweiz eingereist, handelte mit kiloweise Kokain. Daneben bezog er jahrelang Sozialhilfe. In seiner Heimat besass er Luxusimmobilien. Nur durch Zufall flog der Betrug auf.

J. M. kam vor rund zehn Jahren als Asylbewerber in die Schweiz. Bald begann er als Kleindealer in den Gassen einer mittelgrossen Schweizer Stadt sein Geld zu verdienen. Mit seiner Laufbahn ging es rasch aufwärts, auch sein Aufenthaltsstatus verbesserte sich. J. M., damals Mitte zwanzig, heiratete eine Prostituierte. Die gebürtige Thailänderin war zwar dreissig Jahre älter als er, aber sie besass einen Schweizer Pass. So erhielt J. M. eine sogenannte B-Bewilligung, also eine Aufenthaltsgenehmigung für Bürger aus Drittstaaten. Eine offizielle Erwerbstätigkeit ist nicht Voraussetzung für den Erhalt eines solchen Titels.

Um die B-Bewilligung zu bekommen, musste J. M. seinen Pass hinterlegen, wobei es sich herausstellte, dass er ursprünglich mit falschen Papieren und unter einem Fantasienamen in die Schweiz eingereist war. Konsequenzen hatte das nicht, im Gegenteil. Ausgestattet mit der

B-Bewilligung, baute der Nigerianer seine Dealerkarriere zügig aus. Ums Jahr 2009 geriet J. M. in den Fokus der Kriminalpolizei. Die Ermittlungen zeigten, dass er Kokainhandel im grossen Stil betrieb. Er galt als der grosse Koksdealer der Stadt und trat unter vielen verschiedenen Identitäten auf. Die Polizei fand auch heraus, dass der Nigerianer in seiner Heimat Luxusimmobilien mit Wohnungen und einem Laden besass, die er vermietete.

Zahlungen sogar im Gefängnis

2011 wurde J. M. rechtskräftig verurteilt, für Verbrechen gegen das Betäubungsmittelgesetz, namentlich Handel im Mehrkilobereich mit Kokain, und zusätzlich Geldwäsche. Nach Abzug der Untersuchungshaft musste er zwei Jahre ins Gefängnis.

Das ist die eine Seite des Falls: die Falsch Aussagen und gefälschten Papiere im Asylverfahren,

die mutmassliche Scheinehe zur Erlangung der Aufenthaltsbewilligung und die Laufbahn als Drogenhändler. Doch J. M. war nicht nur ein Fall für die Migrationsbehörden sowie für Polizei und Justiz, er ist auch ein Sozialfall. Mehrere Jahre lang bezog er Fürsorge, wie übrigens auch seine thailändisch-schweizerische Ehefrau.

Die übertriebene Auslegung des Datenschutzes verhinderte, dass die Sozialbehörde über die Erkenntnisse der Ermittler und das Gerichtsurteil informiert wurde. Dass der Sozialhilfebezüger J. M. gleichzeitig ein erfolgreicher Drogenkrimineller war, hohe illegale Einkünfte erzielte und in Nigeria eine Zwanzig-Zimmer-Villa sowie eine Eigentumswohnung samt Laden besass, erfuhr das Sozialamt nur durch Zufall. Es stoppte zwar die Zahlung der Fürsorgegelder, aber viel zu spät. Denn es bezahlte auch dann noch eine Zeit-

lang munter weiter, als J.M. im Gefängnis sass und nur schon deshalb gar keinen Anspruch mehr auf die Leistungen gehabt hätte.

Nach seiner Haftentlassung scheute sich J.M. nicht, erneut beim Sozialamt vorstellig zu werden und wieder Fürsorgeleistungen zu beantragen, als hätte er nie solche erschlichen und als hätte er nie illegale Einkünfte erzielt, die er verschwieg. J.M. kannte den Schweizer Rechts- und Sozialstaat genau. Er wusste, dass seine kriminelle Vergangenheit keine Grundlage bildete, um ihn von neuerlichen Sozialhilfebezügen auszuschliessen. Im konkreten Fall wurde der Antrag zwar abgewiesen, weil J.M. gemäss den Gerichtsakten über umfangreiche finanzielle Mittel in der Heimat verfügte.

Bei Bedarf kann der Abgewiesene aber Not- hilfe geltend machen (300 Franken pro Monat). Und es steht ihm auch in Zukunft jederzeit frei, ein weiteres Gesuch um Sozialhilfe einzureichen. Wenn er glaubhaft geltend machen kann, dass er mittellos sei, muss das Gesuch erneut geprüft werden. Es ist also nicht ausgeschlossen, dass J.M. dereinst wieder Fürsorgegelder vom Schweizer Staat beziehen wird.

Auch ausländerrechtlich braucht der Nigerianer kaum etwas zu befürchten. Da er offiziell mit einer Schweizerin verheiratet ist, konnte er davon ausgehen, dass die Behörden ihn nicht ausweisen – auch als verurteilter Dro-

genhändler und Schwermörder. Denn Ausschaffungen von Personen, die mit einem Schweizer oder einer Schweizerin verheiratet sind, werden nach geltender Praxis kaum vorgenommen.

Der verurteilte Kokaingrosshändler geniesst seit seiner Haftentlassung den Wohlstand, den er sich mittels seiner kriminellen Aktivitäten und dank der Sozialleistungen aus der Schweiz aufgebaut hat. Er kann frei hin- und herreisen, zwischenzeitlich lebte er in Nigeria. Heute soll er sich wieder bei seiner Frau in der Schweiz aufhalten.

Das Geld der Steuerzahler bleibt verloren

Obwohl die Fakten bekannt und gerichtlich festgestellt sind, haben die Schweizer Steuerzahler das Nachsehen. Die Sanktionsmöglichkeiten der Sozialbehörde sind beschränkt. Eine Anzeige wegen Sozialhilfebetrugs ist nicht möglich, da J.M. bereits aufgrund des

Nach seiner Haftentlassung scheute er sich nicht, erneut beim Sozialamt vorstellig zu werden.

Betäubungsmittelgesetzes verurteilt worden ist. Damit gelten seine illegalen Einkünfte gewissermassen als gesühnt. Er kann also juristisch nicht für den Sozialhilfebetrug zur Re-

chenschaft gezogen werden, obgleich ein solcher zweifelsfrei vorliegt.

Und es kommt noch besser für den Täter. Die unrechtmässig erworbenen Fürsorgegelder wird Drogenmillionär J.M. wohl kaum je zurückbezahlen. Da er gemäss eigenen Angaben nun mittellos ist und eine Betreibung im Heimatland aussichtslos wäre, wird er sie mit grösster Wahrscheinlichkeit behalten können. Dass Sozialleistungen zurückbezahlt werden, komme praktisch nie vor, sagt ein Insider. Im Normalfall bleibt das Steuergeld verloren.

Der Fall J.M. ist kein Einzelfall. «Es ist ein offenes Geheimnis, dass Nigerianer oft Scheinehen eingehen, um sich ein Bleiberecht zu sichern», sagt ein Spezialist der Kriminalpolizei. «Sie mischen gross im Kokainhandel mit und beziehen nebenbei noch Sozialhilfe oder IV. Dabei sind monatliche Einnahmen durch den Kokainhandel im hohen vier- bis fünfstelligen Bereich die Normalität. Mit dem Geld aus der Schweiz kaufen sie im Heimatland Immobilien und Ländereien», so der Insider.

Der Fall J.M. erinnert fatal an den Fall Jeton G. Der mutmassliche Todesschütze im Zürcher «Türstehermordfall» bezog ebenfalls jahrelang Sozialhilfe, obwohl er illegale Einkünfte erzielte. Und auch bei Jeton G. zahlte die Gemeinde zu allem Überfluss noch fleissig weiter, als der «Klient» im Gefängnis sass. In beiden Fällen erwies sich der Datenschutz als Täterschutz. ○



Hyalinthe Rigaud, Detail aus «Porträt des Fürsten Joseph Wenzel I. von Liechtenstein», 1740 © LICHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna

Zeit für intelligente Anlagestrategien.



Wenn Sie mit Ihren Anlagen agil auf den Markt eingehen wollen. Nehmen Sie sich Zeit für eine umfassende Beratung: LGT Bank (Schweiz) AG, Telefon 044 250 81 81

LGT. Ihr Partner für Generationen.
In Basel, Bern, Genf, Lugano, Zürich und an mehr als 15 weiteren Standorten weltweit. www.lgt.ch



Grüne Uniformen

Von Henryk M. Broder — Von einer Sponti-Truppe zu einer staatstragenden Partei.



Die Zahl der Einbruchdiebstähle in der Bundesrepublik nimmt von Jahr zu Jahr zu. Im Jahre 2013 waren es fast 150 000, von denen grade 15 Prozent aufgeklärt wurden;

für das vergangene Jahr liegt die Statistik noch nicht vor, es wird aber mit einem weiteren Anstieg gerechnet. In dieser Situation machte der Vorsitzende der CDU-Fraktion im Bundestag, Volker Kauder, den Vorschlag, das geltende Strafrecht zu verschärfen. Zudem sollte der Einbruchdiebstahl «in den Katalog der Straftaten aufgenommen werden, zu deren Verfolgung die Telekommunikation überwacht werden kann». Kauder liess offen, wessen Telefonate überwacht werden sollen – die der Einbruchopfer oder der in Frage kommenden Einbrecher.

Es dauerte gerade so lange, wie man für einen schlüssellosen Einstieg in ein Reihenhaus braucht, und schon meldete sich die Vorsitzende der Grünen-Fraktion, Katrin Göring-Eckardt, um dem Kollegen Kauder zu widersprechen. «Die Forderung nach einer Strafverschärfung ist zwar in der Union beliebt, doch ist sie nicht zielführend. Verbrecher studieren vor dem Wohnungseinbruch nicht das Strafgesetzbuch... Wir brauchen stattdessen eine verstärkte Polizeipräsenz, effektivere grenzüberschreitende Polizeiarbeit und eine bessere technische Ausstattung.»

Das sagt vor allem etwas über den Wandel der Grünen von einer Sponti-Truppe zu einer staatstragenden Partei aus. Wurde bei solchen Gelegenheiten immer verkündet, man dürfe nicht bei den Symptomen ansetzen, sondern müsse die Ursachen bekämpfen, also vor allem die Armut, die Menschen in die Arme des Verbrechens treibt, so rufen sie nun nach einer «verstärkten Polizeipräsenz» und einer besseren «grenzüberschreitenden Polizeiarbeit». Mit einer lustigen Begründung: «Verbrecher studieren vor dem Wohnungseinbruch nicht das Strafgesetzbuch...» Nein, das tut kein Gesetzesbrecher, so wie kein Autofahrer, der zu schnell fährt, die Strassenverkehrsordnung neben sich auf dem Beifahrersitz liegen hat.

Nein, die Grünen sind grundsätzlich für eine Entkriminalisierung der Gesellschaft. Sie fangen nur am falschen Ende an. Bei den Gesetzen. Dass sie dagegen eine «verstärkte Polizeipräsenz» fordern, ist pures Eigeninteresse. Die meisten Polizisten tragen grüne Uniformen.

Die bessere Hälfte

Von Silvio Borner — Dass sich die Rahmenbedingungen der Marktwirtschaft verschlechtern, ist nicht dem Volk zuzuschreiben. Eine schlimmere Rolle spielen der Bundesrat und das Parlament.

Viel wurde über die direkte Demokratie der Schweiz geschrieben. Das Meiste ist positiv, obwohl sich nachdenkliche Kommentare mehren. Nicht nur haben vor allem Volksinitiativen stark zugenommen, auch ihre Annahmerate hat sich erhöht – bei gleichzeitig wachsender Rechtsunsicherheit wegen deren Folgen. Die Masseneinwanderungsinitiative, die Zweitwohnungs- und auch die Minder-Initiative haben die Rahmenbedingungen unberechenbarer gemacht und die Eigentumsrechte geschwächt. Unübersehbar ist die verstärkt wahltaktische Ausrichtung fast aller Initiativen. Auch abgelehnte Initiativen sollten die Wählerinnen nicht kaltlassen, einschliesslich der noch ausstehenden Initiativen zur Erbschaftssteuer, zum bedingungslosen Grundeinkommen, zur grünen Wirtschaft oder zum Atomausstieg, die alle wirtschaftsfeindlich oder, präziser gesagt, marktfeindlich sind.

Bei aller Begeisterung für die Staatsform ist unsere direkte Demokratie ist bestenfalls eine halbdirekte. Denn auch in der Schweiz spielen das Parlament und die Regierung eine zentrale Rolle. Was die tendenzielle Verschlechterung der Rahmenbedingungen in der Schweizer Marktwirtschaft anbetrifft, haben der Bundesrat und das Parlament sicherlich einen schlimmeren Einfluss als die Volksabstimmungen. Nicht zuletzt deshalb, weil sie beide schwach und damit immer mehr der bürokratischen, sich selbst bedienenden Verwaltung ausgeliefert sind.

So gesehen sind also die Wahlen, die diesen Herbst wieder anstehen, die zweite und bessere Hälfte unserer Demokratie. Obwohl die Schweizer Bevölkerung mehrheitlich bürgerlich eingestellt ist, haben wir seit den letzten Wahlen eine Mitte-links-Regierung mit einem Mitte-links-Parlament. Diesen Umstand können wir diesen Herbst radikal ändern. Aber wie?

Bundesrätliche Jahrhundertfehler

Die Sozialdemokraten und die Grünen widerspiegeln eine klare Minderheit von plus/minus dreissig Prozent. Sie sind staatsgläubig, planwirtschaftlich und interventionistisch orientiert. Wer diese Parteien wählt, mag einem Irrglauben erliegen, aber er weiss genau, was er tut: Die Linken und die Grünen sagen offen, was sie wollen. In der Geschichte haben sie jedoch stets eine Minderheitspolitik

vertreten, für die sie nur in (meistens begründeten) Einzelfällen Erfolge verbuchen konnten. In der letzten Legislaturperiode wurden alle ihre Initiativen klipp und klar vom Volk abgeschmettert. Das Stimmvolk hat direkt Klartext gesprochen.

Kritischer sind die Mitteparteien BDP und LDP. Aber auch CVP, GLP und SVP haben kürzlich gewaltig aufs Dach bekommen. Die Grünliberalen haben mit ihrem Wahnsinnsvorschlag einer Energie- statt Mehrwertsteuer eine historische Schlappe eingefahren. Trotzdem will der Bundesrat dem Volk und seiner Wirtschaft mit der vorgesehenen Energiewende Lenkungsabgaben in ähnlichem Ausmass aufbürden. Auch die CVP musste mit ihrer durchsichtigen Familieninitiative stark einstecken. Hier hat das Volk abgestimmt, es muss jetzt nur noch entsprechend wählen – oder eben nicht wählen.

Obwohl wir keine parlamentarische Demokratie sind, bei der die Parlamentsmehrheit die Regierung bestimmt, würde auch bei uns eine klare Wahlniederlage von BDP und GLP zu einer Mitte-rechts-Regierung führen. Dies umso mehr, als die BDP durch ihren Opportunismus und ihre situationsbedingte Anlehnung an die SP jegliche Glaubwürdigkeit verspielt hat. Zudem haben gerade die Bundesrätinnen



Leuthard und Widmer-Schlumpf im Energie- und Finanzsektor Jahrhundertfehler aufgeleitet, die nur durch neue Amtsvorsteher korrigiert werden können. Auch ohne Volkswahl würde eine Wahlschlappe der CVP und BDP ihre beiden Bundesrätinnen zu einem Rücktritt veranlassen oder eine Nichtwiederwahl durch das neugewählte Parlament nach sich ziehen.

Wer in der Schweiz eine Rückkehr zu freiheitlichen und marktwirtschaftlichen Bedingungen anstrebt (was die Grünen und Sozis ehrlicherweise nicht wollen), darf die GLP und BDP einfach nicht mehr wählen und sollte die CVP abstrafen. Sowohl die FDP wie die SVP sind leider alles andere als marktwirtschaftlich vorbildlich oder konsequent. Man schaue sich nur mal die Agrar- und Handelspolitik der SVP an oder die Energiepolitik der FDP, die nicht die Ziele der Energiewende in Frage stellt, sondern «nur» die Instrumente. Aber trotz allem: Hier besteht zumindest noch Hoffnung auf Besserung durch den Wahlwillen, die andere Hälfte des Volkswillens.

Aussenpolitik post Obama

Von Hansrudolf Kamer — Welche Aussenpolitik führen die USA nach Barack Obama? Ein Interventionismus wie in den Bush-Jahren steht nicht ins Haus. Doch ein pragmatischer Konservatismus ist denkbar.



Kaum hat Hillary Clinton ihre Kandidatur «offiziell» angekündigt, verfallen sonst kritische Presseorgane in Hofberichterstattung. *Politico*, ein Internetmagazin, dessen Lektüre sich oft lohnt, widmet

dem Nicht-Ereignis mehrere Artikel, nicht einer davon analytisch.

Das kann sich ändern – die Hoffnung stirbt zuletzt. Immerhin war Clinton vier Jahre lang Aussenministerin, und allein die Antwort auf die alte Walter-Mondale-Frage, «Where's the beef?», bereitet Kopfschmerzen.

Deshalb ist der Blick auf ein Kontrastprogramm angesagt: Was blüht Amerika und der Welt, wenn das Undenkbare geschähe und ein Republikaner zum Nachfolger von Barack Obama gewählt würde?

Das eine wäre die Person, das andere die Politik. «Offiziell» bevölkern drei Jungsenatoren die Landschaft: Ted Cruz (Texas), Rand Paul (Kentucky) und Marco Rubio (Florida). Die «Inoffiziellen», die genauso kandidieren, sich aber noch ausserhalb der Wahlkampfformalien bewegen, sammeln Geld und bauen ihre Netzwerke aus. Sie rüsten intellektuell auf und lassen sich vor allem aussenpolitisch beraten, weil das im Allgemeinen ihre Schwachstelle ist.

Jeb Bush (ehemals Gouverneur von Florida), Ben Carson (der schwarze Neurochirurg), Bobby Jindal (Gouverneur von Louisiana), Carly Fiorina (früher CEO von Hewlett-Packard), Chris Christie (Gouverneur von New Jersey), Scott Walker (Gouverneur von Wisconsin) gehören dazu. Unter «ferner liefen» tummeln sich noch weitere *dark horses*, die plötzlich ins Rampenlicht drängen können.

Was alle diese von der Grossmutter Clinton unterscheidet, ist, dass sie jünger sind und weniger politischen Ballast mit sich herumschleppen. Schwieriger ist zu beurteilen, wie sich ihre Politik von jener Clintons unterscheiden würde, weil man nicht weiss, was die Ex-Präsidenten-Frau aussenpolitisch antreibt.

Aussenpolitik spielt in amerikanischen Wahlkämpfen immer eine Rolle. Die gegenwärtigen Turbulenzen machen es wahrscheinlich, dass das auch im nächsten Jahr so sein wird. Ein republikanischer Präsident, sofern er nicht Rand Paul heisst, würde eine pragma-

tische, konservative Aussenpolitik führen. 9/11 ist überstanden und Geschichte.

Das heisst, er würde erklären, dass Obamas aussenpolitisches Disengagement zu weit gegangen sei. Er würde historisch argumentieren und programmatisch festlegen, dass eine Rückkehr zum Isolationismus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen im 20. Jahrhundert unter allen Umständen vermieden werden müsse.

Aussenpolitik ist beschränkt planbar. Reissbrettstrategien dienen der Beruhigung des Gemüts, überleben aber selten lange. Die Persönlichkeit des Präsidenten, seine Kenntnisse und Neigungen sind wichtig und entscheidend, wenn das Unvorhergesehene eintritt und bewältigt werden muss. Chancen müssen erkannt und ergriffen, Katastrophen eingezäunt und überwunden werden.

Obama hat im Mittleren Osten Chancen verpasst und wurde von der Entwicklung überrollt. Der verfrühte Abzug aus dem Irak und das Zaudern angesichts des Bürgerkriegs in Syrien waren die Geburtsfehler. In Europa – bei der Krise um die Ukraine – überliess er die Führungsrolle einem Deutschland, das nur seine eigene nationale Agenda verfolgt.

Die übrigen strategischen Verpflichtungen auf dem Globus hat aber auch Obama nicht angetastet – Militärstützpunkte, Allianzen und

Beistandsversprechen bis in den Fernen Osten, die es seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs gibt und die im Kalten Krieg Bestand hatten.

Diese globale Präsenz steht auch bei den Demokraten nicht zur Debatte. Zwar sind am linken Flügel isolationistische Regungen spürbar, die jenen von Rand Paul ähneln und auf eine bekannte republikanische, nicht-demokratische Tradition zurückgehen.

Diese wurzelt in einer Bruder-Klaus-ähnlichen Überzeugung, dass die Verwicklung in äussere Konflikte eine Bedrohung der amerikanischen Interessen und der Freiheit sei. Der diese Überzeugung bei den Republikanern zuletzt vertrat, war Senator Robert Taft, der im Primärwahlkampf 1952 General Eisenhower gegenüberstand.

Spielraum für harte Diplomatie

Während Eisenhower zwar versprach, er werde den Koreakrieg beenden, betrieb er doch eine Sicherheitspolitik, die auf militärische Stärke und Abschreckung baute und auch vor Interventionen nicht zurückschreckte. Heute berufen sich viele Demokraten und Republikaner auf ihn, wenn sie eine Aussenpolitik fordern, die irgendwie zwischen derjenigen von Bush und Obama angesiedelt sein müsste.

Der neue republikanische Präsident wäre idealtypisch ein vorsichtiger Interventionist à la Eisenhower und Reagan, gäbe einer harten Diplomatie ausreichend Spielraum, würde versuchen, den Respekt vor der amerikanischen Macht auf der Welt wiederherzustellen, um die Abschreckungswirkung zu verstärken. Die Festung Amerika, wie sie Rand Paul beschwört und Obama unwillkürlich herbeipolitisiert, wäre ihm zu unsicher. Doch zuerst müsste er gewählt werden.



Militärische Stärke und Abschreckung: späterer US-Präsident Eisenhower, 1945.

Die Verliererin heisst – Demokratie

Von Christoph Mörgeli

In der Woche vor den Zürcher Wahlen habe ich Leinen erfolgreichen Gewerbetreibenden gefragt, ob er sein Wahlrecht schon ausgeübt habe. Fehlanzeige. Das letzte Mal habe er sich bei der Masseneinwanderungsinitiative an die Urne bemüht. Und was sei seither passiert? Gar nichts sei passiert. «Warum soll ich Köpfe wählen, wenn die sich ohnehin um meine Meinung foutieren?» Dieser Mann war nicht der Einzige. Gerade mal 21 Prozent der Stimmberechtigten haben sich in der Gemeinde Oberglatt an den Kantons- und Regierungsratswahlen beteiligt. Bei der Masseneinwanderungsinitiative vom 9. Februar 2014 waren es noch 46 Prozent gewesen.

Es sollte uns nicht gleichgültig sein, ob in einem Zürcher Unterländer Dorf die Hälfte der Stimmbürger oder nur gerade jeder Fünfte an unserer Demokratie teilnimmt. Schuld tragen nicht unsere trägen Bürger. Sondern die Heuchler der Classe politique, die jetzt mit Krokodilstränen den historischen Tiefststand der Stimmbeteiligung bejammern. Denn sie sind es, die den Willen des Souveräns nicht umsetzen, wenn er ihnen nicht passt. Etwa bei den Vorlagen über die Ausschaffung krimineller Ausländer oder zur Masseneinwanderung.

Es ist die Demokratiefindlichkeit der Herrschenden, die für Absentismus an den Wahlsonntagen sorgt. Was haben unsere Stimmberechtigten überhaupt noch zu bestimmen? Sie können die Splitterpartei BDP bei den nächsten eidgenössischen Wahlen zu 98 Prozent verschmähen. Die Gewinnerin nach ihrem Debakel vom 18. Oktober 2015 heisst dennoch BDP. Und die Verliererin heisst Demokratie. Denn die Bundesparlamentarier machen das, was ihnen passt. Und ihnen passt Eveline Widmer-Schlumpf. Seit nunmehr acht Jahren.

Die Volksseelenmassage aufs Unvermeidliche ist in vollem Gang. Die Bündnerin mache ihre Sache ja gut. Man wähle aus Anstand bei uns keine amtierenden Bundesräte ab (wenn man es bei Blocher dennoch tat, tat man es auch aus Anstand). Die Finanzministerin stehe über dem Parteiengzänk und habe mit dem Misserfolg der BDP nichts zu tun. Wie in einem Drittweltland verkauft man Widmer-Schlumpf den verkauften Wählern als Kandidatin der nationalen Einheit. Die älteste Demokratie der Welt ist zur putschistischen Bananenrepublik verkommen. Fehlt nur noch, dass am 18. Oktober nach Schliessung der Wahlurnen sämtliche Staatssender Marschmusik senden.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Umarmungen können tödlich sein

Von Peter Bodenmann — Die Grünen liessen sich von Doris Leuthard umarmen. Und werden deshalb kalt abgeduscht.



Eiskalt abgeduscht: Aktion der Grünen im September 2014 in Bern.

Baustelle 1: Die Grünen und die Grünliberalen sind Doris Leuthard auf den Leim gegangen. Die Freunde der Umwelt verzichteten auf den längst überfälligen Atomausstieg, um im Gegenzug Subventionen zu erhalten. Ein Pfand darf man erst aus der Hand geben, wenn man die Gegenleistung auf sicher hat. Nach den Zürcher Wahlen sind die Subventionen weg. Genau wie zuvor der Atomausstieg.

Baustelle 2: Von 100 Zürcherinnen und Zürichern haben nur 31 gewählt. Obwohl wählen heute einfacher ist, als ein Billett an der Tramhaltestelle zu lösen. Von diesen 31 hat nur ein Wähler mehr als vor vier Jahren freisinnig gewählt. Immerhin. Der Grund: Es gibt wirtschaftspolitisch keine grossen Differenzen mehr zwischen FDP und SVP. Beide sind gegen die Energiewende. Beide wollen noch mehr Steuergeschenke für die Reichen und die Superreichen. Nur in einem Punkt sind die Freisinnigen anderer Meinung: Sie sind für die Bilateralen. Und diese sind ohne Personenfreizügigkeit nicht zu haben. Das begreifen in der Zwischenzeit potenzielle Wähler, die bisher zwischen den beiden Parteien schwankten. Vorab entlang der Goldküste.

Baustelle 3: Der Sieger der letzten nationalen Wahlen war die neue Mitte. Grünliberale und BDP hätten gemeinsam mit der CVP politisch zum entscheidenden Machtfaktor werden können. Die zu ängstlichen Darbellay,

Landolt und Bäumle haben das gründlich vergeigt.

Die Grünen werden eiskalt abgeduscht, weil sie auf den Atomausstieg verzichtet haben. Die SVP stagniert trotz der Lufthoheit über den Stammtischen und Schlachtfeldern, weil der Freisinn sie mit Ausnahme der Bilateralen kopiert. Lerne: Wer sich politisch umarmen lässt, verliert Beweglichkeit und Wähler.

Dank dem zu starken Franken werden Solar- und Windanlagen immer günstiger. Nullzinsen für die öffentliche Hand verbilligen – richtig eingesetzt – den kapitalintensiven ökologischen Umbau zusätzlich. Wer den Wettbewerb spielen lässt, kann die Restkosten fast halbieren. Darbellay, Landolt und Bäumle müssten die Energiewende neu erfinden. Und so alle ändern in die Defensive drängen. Stattdessen werden sie weiter ihre Wunden lecken. Jeder für sich.

Schlimmer trifft es die SVP. Der Fehlentscheid der Nationalbank treibt die Schweiz in eine Rezession. Jordan hat nichts im Griff. Zuwanderung wird deshalb im Herbst kein Thema mehr sein. Immer mehr werden sich an den Strohalm der Bilateralen klammern. Profitieren davon wird der Freisinn.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ein Lob auf die Illoyalität

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn im Medienwald ein Tier ausstirbt, kann der Grund dafür sein, dass es andere Tiere besser können.

Wir waren die erste Schweizer Redaktion in einem richtigen Grossraumbüro. Im selben Raum sassen die Journalisten, die Grafiker, die Produzenten und das kleine Online-Team. Heute würde man es Newsroom nennen.

Das war 1995. Wir gründeten das Nachrichtenmagazin *Facts*. Ich war der Herausgeber.

Als Herausgeber hatte ich einen entspannten Job. Denn das Ding ging ab wie eine Rakete. Nach drei Jahren lag die Auflage schon über 100 000 Stück. Die Anzeigenseiten sprudelten jede Woche dutzendfach ins Blatt. Die neunziger Jahre waren die goldene Epoche der Nachrichtenmagazine.

Dann aber ging es abwärts. Die Leserschaft fiel, das Blatt schrieb rote Zahlen. 2007 wurde *Facts* eingestellt. Besitzer Tamedia war auf hartem Sparkurs.

Anderswo war es dasselbe. Die Magazine *Time* aus den USA, *Focus* aus Deutschland, *Panorama* aus Italien und *News* aus Österreich standen um 1995 ebenfalls auf Rekordhöhen. Mittlerweile verkaufen sie noch die Hälfte. Die amerikanische *Newsweek* gab es zwischenzeitlich nur noch als Online-Ausgabe. Auch der Leuchtturm *Spiegel* verlor seitdem 300 000 Exemplare.

Ist der Niedergang der News-Magazine nun *good news* oder *bad news*? Eher *good news*.

Es ist wie im Tierreich. Wenn eine Spezies bedroht ist, dann kann man dies als Verlust an Artenvielfalt beweinen. Man kann sich aber auch freuen, dass andere Tiere die Funktion der gefährdeten Gattung übernommen haben.

In den neunziger Jahren waren die Tageszeitungen merklich ambitionsloser als heute. Griffige Reports im Magazin-Stil und gut geschriebene Analysen waren selten. Auch die Newssites im Internet waren damals nicht viel mehr als Chroniken der laufenden Ereignisse.

Facts konnte darum mit provokanten Politstories von Neat bis AHV relativ locker punkten. Auch bei Ratings wie «Die besten Universitäten» und politisch Unkorrektem von Geschlechterkampf bis Ökologie war das Magazin weitgehend ohne Konkurrenz. Das Blatt vereinigte die aggressivste Truppe unter den Schweizer Redaktionen, oft über-aggressiv. Das brachte Resonanz.

Doch die Medienwelt änderte sich rasanter als gedacht. Die Tageszeitungen verloren sehr schnell ihre Beisshemmungen und wandelten sich zudem immer stärker zu täglichen Wochenzeitungen. Stil-Elemente wie Porträts, Serien und Reportagen, die früher den News-Magazinen vorbehalten blieben, wurden Alltag auf den Redaktionen. Die Tagespresse lernte das sogenannte *storytelling*.

An der zweiten Flanke wurde auch die Konkurrenz der Sonntagsblätter immer grösser. Ihre Redaktionen waren ebenso streitlustig und ebenso schlagzeilenorientiert wie jene des einzigen Nachrichtenmagazins.



Wie eine Rakete: *Facts*-Pionier Zimmermann (2. v. r.), April 1995.

Zugleich machte auch das Internet einen gewaltigen Qualitätssprung nach vorn. Rund um attraktive Themen wurde recherchierte Hintergrundinformation, angereichert mit narrativen Blogs, zur internationalen Realität im Gewerbe. Auch dieser Trend attackierte die vormalige Kernkompetenz der News-Magazine.

Das Schöne an Medienkonsumenten ist ihre wachsende Unabhängigkeit und Illoyalität. Heutige Mediennutzer sind meist nicht mehr formal, sondern nur inhaltlich interessiert. Es ist ihnen egal, ob sie ihre Information aus Zeitungen, News-Magazinen oder aus dem Internet beziehen. Hauptsache, sie bekommen die Information.

Dieser Hang zur Illoyalität hat die frühere Markentreue erodiert. Auch Erfolgsbrands wie *Facts*, *Focus* und *Newsweek* erlebten Abstürze, die in ihrer Schnelligkeit und Unaufmerksamkeit die Medienhäuser nur so überrollten.

Wir können darum nun fröhlich zwanzig Jahre *Facts* feiern. Wir feiern es einfach ohne *Facts*.

Mediengeil

Von Beatrice Schlag — Vierlinge für eine Rentnerin.

Das Medienbeachtung süchtig machen kann, wissen wir von vielen Prominenten. Die oft zu Unrecht niedergemachten Paparazzi leben prächtig davon. Mindestens die Hälfte ihres Geldes machen sie mit Bildern, zu denen sie ausdrücklich eingeladen werden. Niemand glaubt im Ernst an zufällige Schnapsschüsse, wenn Michelle Hunziker zum hundertsten Mal im Bikini an einem Strand oder wenn Sylvie Meis, geschiedene von der Vaart, beim Verlassen einer Boutique fotografiert wird. Als Victoria Beckham noch in Los Angeles lebte, liess sie den Paparazziagenturen fast jeden Tag schriftlich mitteilen, wo sie wann auftauchen würde.

Die Berlinerin Annegret Raunigk war nie richtig berühmt. Aber Schlagzeilen machte sie bereits 2005, als sie ihre Tochter Lelia gebar und damit Deutschlands älteste Mutter wurde. Heute gibt Mutterschaft mit 55 nicht mal mehr eine Kleinmeldung her, damals war es eine Sensation. Ihre zahlreichen Fernsehauftritte machten der alleinerziehenden Mutter von dreizehn Kindern sichtlich Spass. Wie ist die Medienbeachtung von damals zehn Jahre später zu übertreffen? Nur mit einer neuerlichen Schwangerschaft. Und da bereits mehrere Mütter über sechzig dank Ei- und Samenspenden nieder kamen, musste ein neuer Rekord her. Annegret Raunigk, 65, verkündete letzte Woche, dass sie im August dank einer ukrainischen Fruchtbarkeitsklinik im kommenden August Vierlinge erwartet. Wenige Wochen zuvor wird die Lehrerin in Rente gehen. Die Nachricht wurde, wie erhofft, rings um die Welt vermeldet.

Man braucht nicht darüber zu diskutieren, ob es hier um überbordende Mutterliebe oder um Mediengeilheit geht. Vierlinge von Frauen im fortpflanzungsfähigen Alter kommen durchschnittlich zehn Wochen zu früh auf die Welt, über dreissig Prozent von ihnen leiden lebenslang an schweren Behinderungen. Um wie viel grösser das Risiko ist, wenn die Mutter bereits 65 ist, wagen die Ärzte nicht einzuschätzen. Aber das nimmt Annegret Raunigk gern in Kauf, wenn sie dafür im Mittelpunkt steht. Die Exklusivberichterstattung über Geburt und Heranwachsen der Vierlinge ist bereits an die Boulevardmedien verkauft. Ausserdem hofft die Mutter auf Sponsorenverträge.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man bei Freunden zum Nachtessen eingeladen sein und sich bei ihnen über die Herkunft des Fleisches erkundigen? Dürfte man gar auf das Fleisch verzichten, wenn es sich beispielsweise um Poulet aus Brasilien handelte? *Janique Weder, St. Gallen*

Sie dürfen nach der Herkunft des Fleisches fragen, aber als Gast sollten Sie nicht darauf verzichten. Wenn Ihre ethischen Ansprüche allerdings so hoch sind, dass Sie nicht mehr mit Leuten verkehren wollen, die Poulet aus Brasilien auftischen, dann schneiden Sie das Thema an, zerstören Sie den gemütlichen Abend und rechnen Sie damit, nie mehr von diesen Freunden eingeladen zu werden. Man hat immer eine Wahl, in diesem Fall ist es jene zwischen Mensch und Poulet. *David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Unternehmenssteuerreform III droht zur Farce zu verkommen.» *Marco Mathis*

Geschenke vom Steuerzahler

Nr. 15 – «Teure Wunderwaffe»; Hubert Mooser über die Unternehmenssteuerreform III

Die Unternehmenssteuerreform III droht zur Farce zu verkommen, zu einer an ausländischen Interessen und Drohgebärden orientierten Alibiübung. Wenn Politik und Verwaltung der eigenen Wirtschaft und Bevölkerung – wegen ausländischer Pressionen – mangels Standhaftigkeit nicht vorteilhafte Rahmenbedingungen zu verschaffen vermögen, dann gefährden sie das allgemeine Wohlergehen im Lande. Die im Artikel thematisierte mangelnde «Gegenfinanzierung» ist überhaupt kein Problem, wenn man nur wollte: den wildwuchernden Bürokratenstaat in die Schranken weisen, er soll sich auf seine Kernaufgaben konzentrieren und aufhören, immer neue Betätigungsfelder für die Daseinsberechtigung des ausufernden Verwaltungsapparates zu erfinden. Dazu wäre natürlich Führung gefragt anstelle byzantinischer Querelen im Bundesrat und anderswo.

Steuergeschenke werden nicht vom Staat an die Steuerzahler verteilt, sondern umgekehrt von diesen an den Staat, der damit die gesellschaftlichen Gemeinschaftsaufgaben wahrnehmen soll. Vorteilhaft wirtschaftliche Rahmenbedingungen im internationalen Umfeld zu schaffen, gehört seit je zu den Kernaufgaben jedes Staates zum Wohlergehen seiner Bürger. Er muss da gar nichts «gegenfinanzieren», sondern mit seinen Steuergeschenken nur die richtigen Prioritäten wahrnehmen. Die Steuerzahler sollten die verquere Optik von Politik und Verwaltung allmählich etwas zurechtrücken.

Marco Mathis, Zürich

Unterschied zu Blocher

Nr. 15 – «Politik ist Verführung»; Interview mit alt Bundesrat Moritz Leuenberger

Herr Leuenberger gibt sich gerne als zurückhaltend-bescheidener, abgeklärter Philosoph, dem man gerne zuhört und glaubt. Nur mit kleinen, beinahe unmerklichen Details hebt er sich vom Normalbürger ab, den er als Deutschsprachiger als Citoyen bezeichnet. Beschwichtigend gibt er dies auch gerne zu. «Wir wollen doch auch ehrlich sein: Bei allen Politikern spielt ein Stück weit Narzissmus, ein Drang zur Selbstdarstellung mit.» Zum Nachdenken lädt die offenbar von alt Genosse Dieter Meier geäußerte Feststellung ein, Leuenberger werde einmal Bundesrat, die dieser als Beschimpfung wahrnahm. Hat Meier die ausgesprochene Fähigkeit Leuenbergers er-

kannt, aus dem Hinterhalt Rückenschüsse abzugeben und die Freude über Treffer im Zaum zu halten? Der Mann ist nicht auf Anhieb durchschaubar und deshalb in der demokratischen Politik brandgefährlich, was ihn beispielsweise vom *Polteri* Blocher – entgegen allen diesen verfolgenden Unkenrufen betreffend Manipulation des Volkes – ganz wesentlich unterscheidet.

Hans Christian Müller, Zürich

Moritz Leuenberger gibt im erwähnten Interview eine Definition des Populismus. 1. Populisten reden den Anhängern nach dem Mund: Genau das tat Frau Leuthard nach Fukushima, um grüne Stimmen zu fangen. 2. Ein Populist verspricht einfache Lösungen: Man brauche nur ein paar Sonnenzellen und Windräder, um die KKW zu ersetzen, sagt das Bundeshaus. 3. Ein Populist weiss es in Wirklichkeit besser: Auch Frau Leuthard weiss, dass die Sonne nachts und bei schlechtem Wetter nicht scheint. Ebenso weiss sie, dass unsere Stauseen um ein Vielfaches zu klein sind, um die Schwankungen der Sonnenenergie zu kompensieren. Das heisst: Nach der Definition von Leuenberger ist der Bundesrat mit seiner Energiewende eindeutig populistisch.

Max Salm, Umiken

Moritz Leuenberger, Teil der *Classe politique*, während fünfzehn Jahren Bundesrat, war für mich teilweise schwer fassbar. Er ist intelligent, redegewandt, aristokratisch, narzisstisch, liberal und SP-Mitglied. Dank dem Interview ist mir nun einiges klar, vor allem sein Verständnis der Demokratie. Offen blieben jedoch seine Antworten zu Gott, zu dem von seiner Partei beschlossenen EU-Beitritt und dessen negativen Folgen für die Lohnempfänger in der Schweiz.

Adolf Meier, Wermatswil

Ist das gerecht?

Nr. 15 – «Tyrannei der Wenigzahler»; Beat Gygi über die Erbschaftssteuer-Initiative

Die Wenigzahler werden am 15. Juni ja zum neuen Rundfunk- und Fernsehgesetz sagen, weil sie ihre eigene Rechnung um 6200 Franken reduzieren können. Als Konsequenz wird meine Firma wie auch andere, die wertvolle Materialien und Produkte herstellen beziehungsweise verkaufen, dank der Mediensteuer mehr als tausend Franken pro Mitarbeiter bezahlen müssen, ohne dass wir uns wehren können. Ist dies gerecht? Am gleichen Datum werden die gleichen Wenigzahler über die Erbschaftssteuer abstimmen und vergessen, dass sie schon bisher via Vermögens-

steuer am Wohlstand der Vielzahler partizipierten. Nicht einmal die Deutschen kennen eine solche Steuer!

Jean-Christophe Gyr, Baar

Letzte Instanz

Nr. 15 – «Fremde Richter»;
Kommentar von Philipp Gut

Bis auf weiteres ist in unserer direkten Demokratie das Volk die letzte Instanz! Es darf nicht sein, dass ein Volksentscheid von einer anderen Instanz aufgehoben wird. Volksentscheide können ausschliesslich durch Volksentscheide geändert oder aufgehoben werden. Vielleicht braucht es eine Initiative, um diesen für unsere direkte Demokratie elementaren Grundsatz in der Schweizer Konstitution zu verankern.

Peter Winiger, Thônex

Von langer Hand geplant

Nr. 14 – «Leere Appelle an den Frieden»;
Interview mit Nikolai Asarow

Irgendwie fast rührend, wie Herr Asarow tatsächlich noch glauben kann, dass die USA und die EU in ihren einheitlichen Haltungen «Denkfehlern» aufsitzen, und er nicht erkennt, dass dieser Umsturz genauso wie der folgende Bürgerkrieg in der Ostukraine eine von langer Hand vorbereitete Strategie ist, um die New-World-Order weiter voranzutreiben. Ich nahm an, dass jeder auch nur am Rande involvierte Politiker auf unseren Breitengraden das Manifest des Chefstrategen Zbigniew Brzezinski gelesen hätte, wo klar steht, was Amerika (resp. die dieses Land eigentlich regierende Wall Street) letztlich vorhat. Mir kommt da noch so ein leiser Verdacht: Ob die Tatsache, dass Herr Burkhalter in Davos keine Antwort auf Herrn Asarows doch so einfache Frage hatte, dem Umstand geschuldet sein könnte, dass seine Souffleuse Friedrun mal nicht dabei war?

Hanna Willmann, Basel

Es ist äusserst befremdlich, dass die *Weltwoche* immer wieder das Regime Putin schön schreibt, seine aggressive Kriegspolitik, seine zahllosen menschenverachtenden und kriegsverbrecherischen Gräueltaten ausblendet. In der letzten Ausgabe wurde dem Ex-Ministerpräsidenten Asarow, der unter dem durch und durch korrupten und nach Russland geflüchteten Präsidenten Janukowitsch geamtet hatte, eine Plattform von über 4 Seiten gewährt.

Bundesrat Burkhalter kann man wegen fehlender Neutralität gegenüber dem Putin-Regime durchaus angreifen. Aber nicht, wie Asarow behauptet, wegen russlandfeindlichen Agierens, sondern wegen Unterstützung der kriegführenden Diktatur: Er hat nicht verhindert, dass Russlands Armee 2014 mitten im Krieg mit hochmodernem Tarnmaterial

aus Schweizer Produktion im Wert von über neunzig Millionen Franken beliefert wurde, wie die *Sonntagszeitung* am 8. März 2015 berichtete. Bezeichnend ist, dass die *Weltwoche* diesen Skandal totschweigt.

Jörg Weber, Meilen

Wirklich umweltschonend

Nr. 13 – «Besser für die Wirtschaft»;
Bastien Girod über die Energiewende

Zu schön, um wahr zu sein – schade nur, dass die nicht erwähnten Fakten so gar nicht zu dem gezeichneten Bild passen. Warum nur propagieren die Energiewender keine Nationalfondsstudien zum Werk von Nikola Tesla, insbesondere zu seiner wirklich umweltschonenden Stromproduktion? Da fallen keine giftigen Stoffe an wie bei der Herstellung und der Entsorgung der Solarpanels, da ist keine Verschandelung der Natur mit grossen Mengen von Windrädern nötig. Zudem ist der Strom sehr sozialistisch, da er für alle fast kostenlos ist.

Selbst die verschwenderische Stromverteilung über weite Strecken kann dahinfliegen, da auch kleine, lokale Stromerzeuger hergestellt werden können, so klein, dass Tesla damit sogar sein Auto betrieb, notabene ohne Batterien. Das musste er nicht ständig an eine Steckdose anschliessen. Was Tesla vor rund hundert Jahren gelang, das müsste doch heute wiederholbar sein. Gleichzeitig könnten die Erfindungen von Edward Leedskalnin, die er bei seinem Coral Castle in Florida anwandte, nacherfunden werden. Sie ermöglichten ihm, riesige Steinblöcke allein zu bewegen, das heisst, deren Schwerkraft zu überwinden.

Das Geld für solche Forschungen wäre viel besser angewandt als jenes für die Subvention von giftigen Solarpanels und landschaftsverschandelnden Windrädern und könnte zu einer echten Energiewende führen.

Hans-Jürgen Schreier, Saint-Usuge (F)

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Leserblitz

Millionen

Weder Stimmbürger
noch Wähler sind käuflich.
Von Maximilian Reimann

Seit Jahren werden Blocher-Gegner nicht müde, dessen angeblich grossen Mitteleinsatz zugunsten der SVP und ihrer politischen Ziele zu kritisieren. «Gekaufte Politik», tönt es da allenthalben, als wären die Stimmbürger käuflich. Natürlich braucht es Mittel, um politische Botschaften unters Volk zu bringen. Das praktiziert nun auch der Parteipräsident der FDP Schweiz, und angeblich soll das Geld für seine ganzseitigen Inserate aus der Hinterlassenschaft von alt FDP-Bundesrat Rudolf Friedrich stammen.

Seit letztem Sonntag wissen wir auch um das neugegründete Kampagnen-Vehikel «Vorteil Schweiz», das mit einer Anschubfinanzierung von sieben Millionen für einen europafreundlichen Kurs der Schweiz werben soll. Faktenwidrig wird dabei wieder einmal die EU mit dem Kontinent Europa gleichgesetzt. Die immer zentralistischer aus Brüssel regierte EU besteht aus 28 Mitgliedstaaten, Europa hingegen aus 48 Ländern, darunter auch EU-kritische Länder wie Norwegen, die Türkei, Russland oder eben die Schweiz. Das Geld für «Vorteil Schweiz» stammt grossenteils aus den Schatullen von zwei Berner Milliardären.

Medienfeuer wie bei Blocher?

Ich bin gespannt, ob diese beiden Sponsoren und das von ihnen finanzierte Politmilieu, das sich von linksausen bis hin zu den Mitteparteien erstreckt, nun auch unter ein Medienfeuer wie bei Blocher geraten werden.

So oder so nehme ich den Wirbel rund um das Polit-Sponsoring mit Gelassenheit zur Kenntnis. Weder Stimmbürger noch Wähler sind käuflich. Sie können sich ihre Meinung vor jedem Urnengang detailliert aus einer Vielfalt an Medien machen. Den grössten Einfluss auf diese Meinungsbildung haben ohnehin die SRG-Sender, und diese ticken, wie wir alle wissen, ja alles andere als im Gleichklang mit Blocher.

Maximilian Reimann ist SVP-Nationalrat und selbständiger Jurist und Berater in der Anlage- und Vermögensverwaltung.

Sittenbild mit Damen

Der Chefermittler der Zürcher Stadtpolizei will den ganz grossen Coup landen und bespitzelt seine eigenen Leute. Die Ermittlungen führen Ende 2013 zur spektakulären Verhaftung von fünf Beamten der Sitte. Hintergrund ist ein alter Zwist im Korps. Teil 2.

Von Alex Baur und Monique Baumann (Illustration)

Die Kollegen polterten in aller Herrgottsfrüh an seine Haustür. Durch den Spion erkannte Christian J., Sachbearbeiter bei der Zürcher Sittenpolizei, das Gesicht von Cyrill Albisser, dem Chef der Fachgruppe Vorermittlungen und besondere Verfahren (VBV). Der frühe Besuch konnte nichts Gutes bedeuten. Zumal sich Christian J. und Albisser nicht riechen konnten. Sie kannten sich seit Jahren, hatten oft zusammengearbeitet. Die Abneigung war gegenseitig, und sie war fundamental.

Beide waren Prototypen zweier Philosophien, die diametral entgegengesetzt sind. Christian J., das war der klassische zivile Fahnder, der Tag für Tag und auch in der Nacht in die Halbwelt eintauchte, permanent auf Tuchfühlung mit den Milieufiguren. Albisser dagegen scheute diese Nähe. Er operierte lieber vom Schreibtisch aus, mit formellen Verhören, Wanzen, abgehörten Telefonaten und versteckten Kameras.

Albissers Spezialgebiete waren die grossen internationalen Netzwerke der Prostitution, der sogenannte Menschenhandel – und die Korruption innerhalb der Polizei, die «Internal Affairs». Zu Letzterer hatte er eine theoretische Masterarbeit verfasst. Die Ermittlungen gegen Christian J. sollten sein erster grosser Anwendungsfall werden. Über Monate hatte er den verhassten Kollegen heimlich und mit allen Mitteln observiert. Die Ermittlungen wurden stetig ausgeweitet, bis Albisser am Ende zehn Polizisten von der Sitte im Visier hatte. Das angebliche Netzwerk der Korruption reichte vom Sachbearbeiter bis zur Chefin und deren Stellvertreter. Doch Christian J. blieb im Zentrum der Ermittlungen.

Ultimativer Einblick in die Intimsphäre

Am 12. November 2013 war es so weit: Fünf Polizisten der Sitte (auf Amtsdeutsch Fachgruppe Milieu- und Sexualdelikte) wurden in einer spektakulären Aktion aus ihren Betten geholt und verhaftet. Persönlich stellte Albisser die Wohnung von Christian J. auf den Kopf, durchwühlte vom Schlafzimmer bis zur Toilette jede Ecke. Vom PC über das Handy bis zur Spielkonsole konfiszierte er alles, was einen elektronischen Speicher enthielt. Die Daten verschafften ihm den ultimativen Einblick in die intimsten Sphären seines Intimfeindes.

Für die nächsten sechs Monate war Christian J. nun erst mal ausser Gefecht gesetzt. Wäh-

rend Albisser und seine Gehilfen munter weiterermittelten, schmorte er isoliert und handlungsunfähig im Untersuchungsgefängnis. Ein Heer von Delinquenten hatte der damals 39-jährige Stadtpolizist schon ins Kittchen gebracht. Und nun sass er unverhofft selber hinter Gittern. Eine bittere Erfahrung.

Bereits am Vorabend war es im Umfeld des Milieulokals «Chilli's» im Zürcher Rotlichtviertel zu einer Massenverhaftung gekommen. Das war kein Zufall, wie schnell an die Öffentlichkeit durchsickerte: Im «Chilli's» wurden angeblich Freier systematisch mit sogenannten K.-o.-Tropfen betäubt und ausge-

Im «Chilli's» wurden angeblich Freier systematisch mit K.O.-Tropfen betäubt und ausgeraubt.

raubt. Zehntausende von Franken sollen von den Kreditkartenguthaben der Opfer abgezogen worden sein. Dazu kam ein schwungvoller Handel mit Kokain. Der Verdacht: Die Täterinnen, zumeist Prostituierte, sollen bei ihrem Tun von der Sittenpolizei systematisch protegiert worden sein.

Die Nachricht von der Massenverhaftung schlug ein wie eine Bombe und beherrschte die Schlagzeilen während Tagen. Beim Korps selber löste der Fall vor allem Konsternation, aber auch Misstrauen aus. Ein bestechlicher Beamter, das hat es selten, doch immer wieder mal gegeben. Aber ein ganzes Netzwerk von korrupten Polizisten? Derartiges kannte man bislang höchstens aus Hollywood-Filmen. Bei den Verdächtigten handelte es sich ausnahmslos um gestandene, langjährige Beamte.

Christian J., aufgewachsen in der Stadt Zürich, gelernter Maschinenzeichner, war 1995 im Alter von 21 Jahren zur Stadtpolizei gestossen. Dort hatte er sein Handwerk von der Pike auf gelernt, zuerst auf der Streife, dann als Revierdetektiv und ab 2005 als Sachbearbeiter bei der Sitte. In der Freizeit trainierte er eine Handballmannschaft. Unter Kollegen galt er als ehrgeiziger, bisweilen vielleicht etwas übereifriger, aber durch und durch korrekter und leidenschaftlicher Vollblutpolizist.

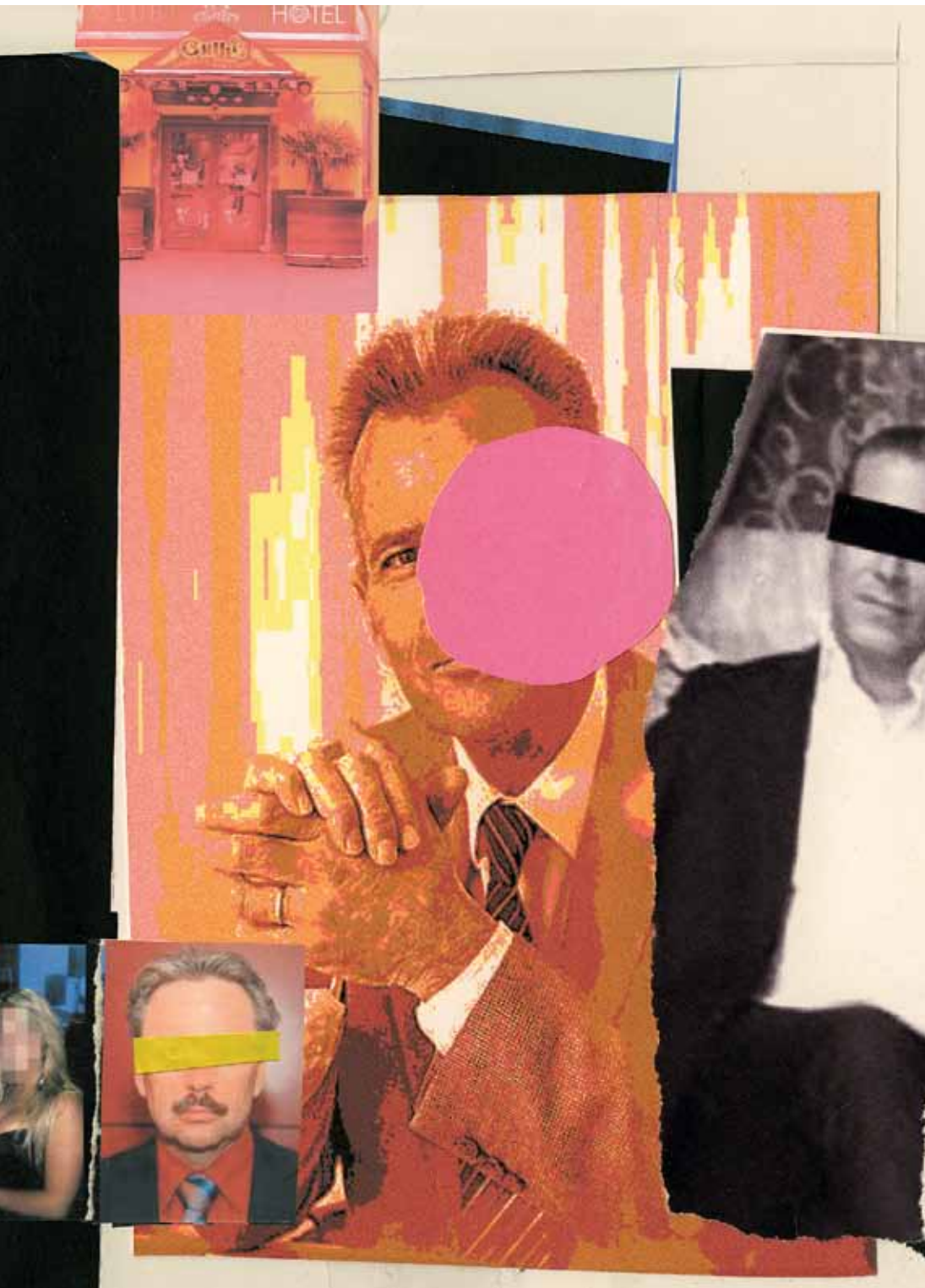
Verdächtigungen gegen Polizisten aus dem Milieu gehören bei der Sitte zum Alltag. Christian J. dachte, dass sich die Sache schnell klä-



Verdächtigungen gegen Polizisten aus dem Milieu

ren würde. Wie er sich irrte! Nach einer formellen Befragung am Abend der Verhaftung passierte vier Wochen lang nichts. Am 10. Dezember 2013 wurde er von Staatsanwalt Manfred Hausherr erstmals einvernommen. Einen Tag zuvor hatte er aus den Nachrichten erfahren, dass die angedrohte Entlassung vollzogen werde. Erst jetzt wurde ihm das Ausmass des Schlamassels bewusst. Für Christian J. brach an diesem Tag eine Welt zusammen.

Das formelle Entlassungsschreiben erreichte ihn am 24. Dezember in seiner Zelle. Nach den Feiertagen folgten Einvernahmen im Wochenrhythmus. Im *Chefwage* wurde er vom



gehören bei der Sitte zum Alltag.

Gefängnis in Pfäffikon jeweils nach Zürich überführt, wo ihn ein gigantischer Aktenberg erwartete. Fast jeder Schritt, den er seit März 2013 getan hatte, jedes Gespräch, das er in jenen acht Monaten geführt hatte, waren dort aufgezeichnet. Am Anfang waren es achtzehn Vorwürfe. Doch bei jeder Einvernahme kamen neue hinzu, am Schluss läpperten sich über dreissig angebliche Verfehlungen zusammen.

Albisser und seine Kollegen von der VBV hatten nichts ausgelassen: Wanzen in seiner Wohnung, Kameras vor seinem Haus, Dutzende von Telefonen wurden abgehört, Spitzel beschatteten Christian J. an allen möglichen

und unmöglichen Orten und schnitten jedes Wort von jedem Gespräch mit. Das Allermeiste war belanglos. Doch in diesem monströsen Haufen von Datenmüll fand sich doch die eine oder andere Passage, die man mit etwas bösem Willen gegen Christian J. auslegen konnte. Und an bösem Willen mangelte es in diesem Verfahren mit dem Tarnnamen «Aktion 90» fürwahr nicht.

Im Wesentlichen geht es darum, dass Christian J. mögliche Straftaten nicht zur Anzeige gebracht und Polizeiinformationen an Milieufiguren weitergegeben haben soll. Doch kein einziger dieser Vorwürfe ist wirklich klar. Es

liegt im Wesen der Sache: Als ziviler Milieuermittler stand Christian J. permanent im Kontakt mit zwielichtigen Figuren, das war sein Job. Hätte er jedes verdächtige Verhalten und jedes Gerücht zur Anzeige gebracht, wäre er nicht weit gekommen, hätte er bald keine Kontakte mehr gehabt. Kommt dazu, dass im Milieu viel geschwätzt wird, wenn die Nächte lang sind. Jedes Gerücht kann auch eine gezielte Diskreditierung der Konkurrenz sein. Wir werden darauf zurückkommen.

Die Oberregie bei der «Aktion 90» führte Chefermittler der Stapo, Peter Rügger, der sowohl das Sittendezernat wie auch Albissers Sonderabteilung VBV unter seine Fittiche

Ein guter Fahnder ist in erster Linie ein Psychologe, der sich in die Köpfe von Straftätern versetzt.

genommen hatte. Eine unmögliche Konstellation. Dies, zumal Rügger ein gelinde gesagt gespanntes Verhältnis zur Sitte hatte, die unter der Leitung von Angela Montanile und deren Stellvertreter Bruno Oberhänsli stand. Auch hier prallten zwei Schulen aufeinander, die sich schlecht vertragen.

Menschliche Dimension als Störfaktor

1999 holte die damalige Polizeivorsteherin Esther Maurer (SP) den heute 56-jährigen Juristen Peter Rügger als Quereinsteiger von der Bezirksanwaltschaft direkt ins Kader der Stadtpolizei. Rügger hatte von Anfang an einen schweren Stand. Viele verspotteten ihn als Napoleon, was sowohl eine Anspielung auf seine Körpergrösse wie auf seinen grossspurigen Auftritt war. Vor allem Polizisten, welche die Karriereleiter im Korps erklimmen hatten, akzeptierten Rügger nie.

Kriminalisten ticken anders als Juristen. Ein guter Fahnder ist in erster Linie ein Psychologe, der sich in die Köpfe und Seelen von Straftätern versetzt. Er sucht nach der materiellen Wahrheit, ohne darüber zu urteilen. Für den Juristen ist die menschliche Dimension des Verbrechens bestenfalls ein Störfaktor. Seine Aufgabe ist es, Täter und Tat in die Schablonen des Gesetzes zu zwängen und danach zu beurteilen. Ein guter Fahnder sucht die Nähe zum Verbrecher, ein guter Jurist geht auf Distanz (ein guter Richter beherrscht beides – eine Gabe, mit der leider nur sehr wenige Menschen gesegnet sind).

Die Verdrängung des Rotlichtmilieus aus seinem angestammten Revier im Umfeld der Langstrasse ist ein Langzeitprojekt der rotgrünen Stadtregierung. Rügger führte über ein Jahrzehnt lang die Regie im polizeilichen Bereich. Dabei begab sich der Gesetzeshüter bisweilen selber in den Graubereich der Illegalität. Etwa, als er Milieulokale, welche die Stadt aufkaufen wollte, durch fahndungs-

technisch unsinnige, schikanöse Dauerrazzien in den finanziellen Ruin trieb (*Weltwoche* Nr. 37/05, «Erlaubt ist, was nicht betört»).

Rüegger stiess mit seinem rabiaten Feldzug gegen das Rotlichtmilieu bei der Sittenpolizei auf Widerstand. Die Prostitution ist in der Schweiz ein legaler, vom Gesetz sogar geschützter Broterwerb. Die Beamtinnen und Beamten der Sitte sahen sich nie als Feinde der Dirnen, schon eher als deren Beschützer, im guten Sinn. Sie hatten lediglich dafür zu sorgen, dass die Regeln eingehalten wurden. Deshalb suchten sie ganz bewusst ein gutes Einvernehmen nicht nur mit den Prostituierten, sondern auch mit jenen Betreibern von Salons und Nachtclubs, die sich an die Regeln hielten.

Dahinter steckt eine pragmatische Überlegung. Nur dank der Tipps der «Guten» hatten die Ermittler überhaupt eine Chance, die illegalen Machenschaften der «Bösen» im Umfeld des Rotlichtmilieus aufzudecken. Es geht in der Regel um Drogen, Verstösse gegen das Ausländergesetz und sexuelle Ausbeutung. «Die Halbwelt an der Langstrasse war für uns ein unbezahlbarer Zugang zur Unterwelt», erklärte der pensionierte Fahnder Fredi Hafner den Mechanismus in einem Interview.

Ein umstrittenes Thema war beispielsweise die Schaufenster-Prostitution, die Peter Rüegger eines schönen Tages kurzerhand ganz verbieten wollte. Dabei hatte die Sittenpolizei kurz zuvor eine einvernehmliche Lösung mit den Salonbetreibern gefunden, welche sowohl den Anliegen der Anwohner wie auch der Praxis des Bundesgerichtes Rechnung trug. Zur offenen Rebellion kam es, als Rüegger die Devise erteilte, wie in schlechten alten Zeiten jede leichtbekleidete Frau zu verzeigen, die am Strassenrand stand. Bislang galt die Regel, dass eine mutmassliche Dirne nur gebüsst werden durfte, wenn sie einem zivilen Fahnder ein konkretes Angebot machte. Rüegger meinte, die Frauen könnten ja gegen die Busse rekurrieren. Die meisten Prostituierten würden sich ja eh keinen Anwalt leisten.

Rüeggerts Steckenpferd

Sonderprivilegien genossen dagegen die Roma-Frauen, denen die Stadt sogar einen eigenen Strassenstrich zur Verfügung stellt. Im traditionellen Sexmilieu stiess die mit Steuergeld geförderte Konkurrenz in den sogenannten Verrichtungsboxen auf wenig Gegenliebe. Doch Rüegger hätschelte die Roma-Frauen nach Kräften, sofern sie ihm Informationen über Menschenhändler lieferten. Der Menschenhandel, sein grosses Steckenpferd.

Die Sonderabteilung VBV, die klandestin in einer Wohnsiedlung weitab von der Polizeikaserne residierte, wurde von Peter Rüegger ins Leben gerufen. Es war seine Truppe. Stellen wurden hier kaum ausgeschrieben, die meisten Mitarbeiter, zu einem guten Teil ehemalige Bundespolizisten, bestimmte er

per Fingerzeig. Mit ihren grossangelegten Verfahren gegen Menschenhändler stand die VBV in einer Konkurrenz zur Sittenpolizei.

Zugleich war die VBV eine Art Polizei in der Polizei, die gegen das eigene Korps ermittelte. Rüegger warf damit eine bewährte Gewaltenteilung bei den Zürcher Polizeikorps über den Haufen. Bislang hatte die Stadtpolizei Untersuchungen gegen eigene Leute in Absprache mit der Staatsanwaltschaft wenn immer mög-

Die Sittenpolizistin hatte wohl tatsächlich ein Verhältnis mit der starken Frau im «Chilli's».

lich an die Kantonspolizei (und umgekehrt) delegiert. Das sollte nun anders werden. Die «Aktion 90» war die grosse Generalprobe.

Anfang 2013 spitzte sich der Konflikt zwischen der Sitte und Chefermittler Peter Rüegger zu. Eine Aussprache brachte die erhoffte Entspannung nicht. Für zusätzlichen Zündstoff sorgte eine geplante Reorganisation des Korps. Im Juni sollte der neue Kommandant Daniel Blumer sein Amt antreten. Albissers VBV, die seit dem grossen «Roma-Fall» keinen nennenswerten Erfolg beim Menschenhandel mehr vorweisen konnte, stand zur Disposition. Und viele fragten sich insgeheim, ob die moderne Form der Sklaverei lediglich eine radikalfeministische Chimäre sei.

Vor dieser Kulisse holte Cyrill Albisser mit Rüeggers Rückendeckung und in enger Zusammenarbeit mit der Staatsanwaltschaft mutmasslich im Februar 2013 zum grossen Schlag gegen die Sittenpolizei aus. Aus den umfangreichen Akten lässt sich schliessen, dass die «Aktion 90» ein Nebenprodukt der «Aktion Tropfen» war, die sich gegen das Milieulokal «Chilli's» im sogenannten Bermudadreieck an der Müllerstrasse richtete. Im Zentrum jenes Verfahrens stand Paula G., eine

Brasilianerin, im Milieu bekannt als «Lesben-Paula», die rechte Hand des Lokalbesitzers Samir Y. Sie wird verdächtigt, zusammen mit Prostituierten Gäste durch K.-o.-Tropfen betäubt und ausgeraubt zu haben. Offenbar wurden im «Chilli's» und im dazugehörigen gleichnamigen Hotel auch grössere Mengen von Kokain umgesetzt.

Bei der Auswertung der Telefondaten von «Lesben-Paula» stiessen die Fahnder auf einen intensiven Telefonverkehr mit einer Sachbearbeiterin der Sittenpolizei. Verdächtig waren diese Kontakte (über 200 in sechs Monaten), weil sie hauptsächlich während der Freizeit der Polizistin stattgefunden hatten. Zwar gab es auch 75 Kontakte zwischen Sittenpolizist Christian J. und der Brasilianerin. Doch diese fanden alle während der Dienstzeit und im Zeitraum von zwei Wochen statt.

Hochproblematische Liaison

Die Kontakte von Christian J. liessen sich einfach erklären, mit einem Blick in den Polizeicomputer: Er ermittelte im fraglichen Zeitraum wegen Drogen in einer benachbarten Bar, Paula G. war seine Informantin. Die Ermittlungen brachten aber wenig. Der Routinier Christian J. hegte nun den Verdacht, dass die Brasilianerin mit ihren Tipps bloss die Konkurrenz ausschalten und vielleicht sogar von ihren eigenen krummen Geschäften ablenken wollte. Er brach daher den Kontakt zu ihr ab.

Die erwähnte Sittenpolizistin hatte wohl tatsächlich ein Liebesverhältnis mit der starken Frau im «Chilli's», wie die nun folgenden Telefonabhörungen nahelegen. Solche Beziehungen sind zwar per se nicht illegal, sie waren bei der Sitte damals sogar gang und gäbe, wie Albissers Untersuchung noch zeigen sollte. Aus polizeilicher Sicht sind solche Liaisons hochproblematisch. Verliebte Ermittler sind befangen und erpressbar. Gleichwohl rückte Cyrill Albisser nicht etwa die verliebte Sittenpolizistin, sondern seinen Intimfeind Christian J. ins Zentrum der Ermittlungen.

Den Hauptanlass dazu gab eine alte Bekannte: Paula G. vom «Chilli's», die selber bis zu den Ohren im Schlamassel steckte. Auf ihren Anschuldigungen basiert das Verfahren gegen Christian J. im Wesentlichen. Sie beschuldigt ihn, Prostituierte gedeckt zu haben, die im «Chilli's» Kunden ausgeraubt hätten. Es war nicht das erste und auch nicht das letzte Mal, dass Paula G. ihre eigenen Machenschaften anderen andichtete. Sie ist nach Auskunft der Staatsanwaltschaft die Einzige, die heute noch in Haft sitzt.



In der nächsten Ausgabe: Wie Ermittlungsschef Peter Rüegger und Fachgruppenleiter Cyrill Albisser ihre Netze auswerfen, um belastendes Material gegen die ungeliebten Kollegen von der Sitte zusammenzutragen.

Vielfalt, die begeistert.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo. Selbstverständlich auch online und übers Tablet verfügbar.

Probeabo
10 Ausgaben
nur Fr. 40.–



Der Biegsame

Seine Politkarriere ist ein Slalom zwischen neuer Mitte und altem Freisinn. Inhaltliche Beständigkeit sucht man bei Ruedi Noser vergebens. Er strebt sie auch gar nicht an. Der Zürcher Ständeratskandidat will ein Pragmatiker sein, kein Ideologe. *Von Florian Schwab und Martin Kappler (Bild)*

«Ja, Carmen, jeeeh!» Ruedi Noser klatscht in die Hände. Es ist kurz vor siebzehn Uhr. Tele Züri vermeldet gerade das Schlussresultat der Wahlen: FDP-Kandidatin Carmen Walker Späh ist in den Regierungsrat gewählt. Noser schnappt sich eine Flasche Bier, prostet in die Runde. Eine halbe Stunde könne er sich am Rande der FDP-Wahlfeier am Sitz von Price Waterhouse Coopers in Zürich Oerlikon Zeit nehmen, hatte der vielbeschäftigte FDP-Nationalrat auf die Gesprächsanfrage hin bedeutet. Am Montag und Dienstag leite er in Bern die Sitzungen der Kommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK), deren Präsident er ist.

Und so treffen wir Ruedi Noser in gelöster, heiterer Stimmung nach dem ersten Grosseerfolg der zürcherischen FDP seit Jahrzehnten. Von den nationalen Politikern ist er der einzige, der seit drei Uhr hier ist. Überhaupt, der Zürcher Freisinn in Bern: Wer ist da noch ausser Noser? Seit der rechtsfreisinnige Filippo Leutenegger in die Stadtzürcher Exekutive gewechselt ist, führt an Ruedi Noser kein Weg mehr vorbei. Präsenz vor Ort sei in der Politik entscheidend, sagt er, der sorgsam das Parteiengebilde pflegt, das ihn trägt. Er kenne jeden Kantonsratskandidaten persönlich. Die Jungfreisinnigen unterstützt er finanziell.

Tatsächlich dauert das Gespräch fast zwei Stunden. Der FDP-Nationalrat zieht alle Register: von jovial über theatralisch verärgert bis hin zu verbindlich. Noser ist in betont sportlichem Look erschienen. Er tritt in Tassel Loafers auf: wildledernen Halbschuhen mit Absatz, ohne Schnurbündel, dafür mit Puscheln, die ohne Funktion auf der Oberseite baumeln. Früher war er eher in Design-Sneakers unterwegs, urbaner, trendiger, jetzt also sportliche Klassik, leicht ziseliert, für den Tritt ins höhere Amt.

«Auf Augenhöhe mit den Linken»

Politiker Noser ist kein typisches Gewächs des traditionell eher elitären Zürcher Freisinns, in dem alte Namen mehr zählten als Verdienste. Noser wuchs als eines von fünf Kindern eines Transportgewerblers im Kanton Glarus auf. Sein Vater, sagt er, «hat das Geldverdienen nicht erfunden». Trotz widriger Startbedingungen sind fast alle Noser-Geschwister Unternehmer. Aufgrund des knappen Familienbudgets und schulischer Defizite (Legasthenie, «Nosers können kein Deutsch») blieb Noser eine weiterführende Ausbildung zunächst versagt. Er absolvierte eine Berufslehre bei Rieter in Winterthur und bildete sich zum Elektroingenieur weiter.

Ende 1987, im Alter von 26 Jahren, trat Noser in das Ingenieurbüro seines älteren Bruders ein. Den unternehmerischen Durchbruch schafften die Brüder Noser in den neunziger Jahren mit dem Kauf der Nexus Telecom AG. Die ursprünglich defizitäre Ascom-Tochter stellte Software für Telefonanbieter her. Einziger Kunde zunächst: der damalige Staatsmonopolist PTT. Später kam die Deutsche Telekom dazu. Auch im später liberalisierten Markt schlug sich Nexus gut, wurde zur Cashcow.

Als Ruedi Noser Ende der neunziger Jahre in die Politik einstieg, hatte er gerade seinen Bruder aus dem Unternehmen herausgekauft. Damals machten seine Firmen, zusammengefasst in der Noser-Gruppe, einen Umsatz von rund 20 Millionen Franken mit 100 Mitarbeitern. Heute beschäftigt die von Noser besessene Gruppe ungefähr 450 Vollzeitmitarbeiter und erzielt einen Umsatz von 85 Millionen Franken. Rund achtzig Prozent mit Softwareprojekten im Auftrag grosser Unternehmen.

Als Politiker wurde Noser dem kantonalen Partei-Establishment eher von oben aufkotzt. Nach einer Plauderei im Zug empfahl der damalige SVP-Ständerat Christoffel Brändli den jungen Unternehmer nach Bern («ein guter Mann»). Christine Beerli nahm sich seiner an, und Noser wurde flugs in die Geschäftsleitung der FDP Schweiz aufgenommen, noch bevor er

Damals habe er Blocher angerufen, worauf dieser ihn nach Herrliberg einlud.

Kantonsrat (1999) und Nationalrat (2003) wurde. Nach der krachenden Wahlniederlage der FDP bei den eidgenössischen Wahlen 2004 arbeitete er unter dem Namen «Avenir radical» ein linksfreisinniges Programm aus, das inhaltlich ungefähr der «neuen Mitte» entspricht, die bei den Parlamentswahlen 2011 Erfolge feierte: Ökologisch, urban, beliebig. Am vergangenen Sonntagabend fährt dieses politische Gemenge eine Niederlage ein. Und Noser geht auf Distanz: Am Anfang seiner Laufbahn habe er sicher politische Fehler gemacht. Vor 2007 solle man nicht alles von ihm für bare Münze nehmen. Immerhin: Trotz anderslautender Behauptungen aus der SVP sei er «nie Mitglied der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz» gewesen.

Noser hat sich kürzlich aus der Führung seiner Firma zurückgezogen, um sich ganz der Politik zu widmen. In Zukunft will er noch

mehr Zeit aufwenden, um in den Dossiers «auf Augenhöhe zu sein mit den Linken». Das Drama der Bürgerlichen bestehe darin, den Linken in der Vorbereitung vielfach unterlegen zu sein.

Kein «Evangelist» wie Blocher

Was ist bürgerlich, Herr Noser? Was ist liberal? Bei wirtschaftspolitischen Entscheiden zieht Noser die Grenze zu «bürgerlich» links von GLP und BDP. Bei konkreten politischen Fragen ist er biegsam bis an die Schmerzgrenze. Er bekennt sich zum «Markt im Energiebereich», gehörte aber nach Fukushima zu den ersten Fahnenträgern der planwirtschaftlichen Energiewende. Er postuliert den Schutz der Privatsphäre, ist aber gegen die von seiner Fraktionschefin Gabi Huber mit Thomas Matter (SVP) auf den Weg gebrachte Initiative für das Bankkundengeheimnis in der Schweiz. Er fordert eine «tiefe Staatsquote», orchestriert aber den «Innovationspark Dübendorf». Mit Steuergeld (350 Millionen) wollen die Initianten – darunter viele Vorreiter der grünen Wirtschaft wie Martin Bäumle (GLP) – auf dem Areal des Flughafens Raum für Forschung und Entwicklung schaffen.

Besonders interessant: Nosers Slalom zu den Bilateralen. Letzten Oktober verkündete er in der Sendung «Handelszeitung Standpunkte» dem verduzteten Fernsehpublikum, diese hätten «heute nicht mehr die gleiche Bedeutung wie vor zwanzig Jahren». Nur um im April mit «Vorteil Schweiz» einen Verein zu gründen, der die Bilateralen auf Kosten der Masseneinwanderungsinitiative retten will. Wir sprechen ihn darauf an. Er wisse doch auch nicht, welches der beste Weg in den Beziehungen zur EU sei.

Auf solche Widersprüche aufmerksam gemacht, verteidigt sich Noser, er sei kein «Evangelist» wie etwa Christoph Blocher, sondern ein Pragmatiker. Ist er ein Nihilist, der an gar nichts glaubt? In der Politik gehe es darum, mit Blick auf aktuelle Mehrheiten Lösungen zu finden. Einfache Antworten gebe es nicht, weil die politischen Sachgeschäfte immer komplexer würden. Die Politik sei für kluge Menschen eine latente Zumutung, weil sie einfache Antworten auf komplexe Fragen verlange. Beispiel finanzielle Privatsphäre: Der automatische Informationsaustausch zwischen Banken und Steuerbehörden müsse im Inland «als wählbare Option» bei grossen Obligationendepots eingeführt werden, da die Verrechnungssteuer im neuen Zeitalter der internationalen Steuertransparenz ansonsten grosse Vermögen ins Ausland vertrei-



«Lösungsorientiert»: Freisinniger Noser.

ben könnte. «Ich bin für den Sonderfall Schweiz, aber wir dürfen kein Sonderling werden.»

Das könnte man genau so auch von führenden BDP-Exponenten hören. Wie diese unterteilt Noser die Politiker in Ideologen und «lösungsorientierte» Pragmatiker. Sollte die BDP einst untergehen, in der Person von Ruedi Noser bestünde sie weiter. Unsinn, findet dieser, im Gegenteil: Von der SVP trennten ihn nur Nuancen. In achtzig Prozent der Vorlagen im Parlament stimme er wie SVP-Fraktionspräsi-

dent Amstutz, vielleicht noch bereinigt um taktische Abstimmungen.

Noser erinnert daran, dass die letzte Listenverbindung zwischen der FDP und der SVP im Kanton Zürich aus der Zeit stammt, als er die Partei ad interim leitete. Damals, als nach der krachend verlorenen Kantonsratswahl 2003 die Parteispitze demissioniert hatte, habe er Blocher angerufen, worauf ihn dieser nach Herrliberg einlud. Gegen den Rat entsetzter Parteikollegen («Der soll zu dir kommen!») habe er

die Verhältnisse geregelt. Überhaupt, Blocher und er seien sich «ähnlicher, als man meint». Er respektiere den SVP-Chefstrategen sehr. Nur, dass dieser Politik mit eigenem Geld betreibe, sieht Noser als «unschweizerisch» an. Er, Noser, habe eigenen politischen Vorhaben noch nie mit eigenem Geld auf die Sprünge geholfen. Beispiel «Vorteil Schweiz»: Das Anliegen unterstütze er rein politisch.

Nähe zu den PR-Agenturen

So getrennt, wie er glauben machen will, sind bei Noser politische und unternehmerische Tätigkeiten nicht. Von ihm ist der Satz überliefert, die flamboyante Berner PR-Agentur Furrer Hugi gäbe es ohne ihn nicht. Was ist damit gemeint? Er habe die Agenturgründer Andreas Hugi, früher in der Geschäftsleitung der FDP des Kantons Zürich, und Lorenz Furrer, früher Kommunikationschef seiner linksliberalen Programmgruppe «Avenir radical» zusammengebracht. Ohne der Berner Agentur formell anzugehören, in der Politiker wie Lorenz Hess (BDP) und Claudine Esseiva (FDP Frauen) ihr Auskommen haben, hilft Noser, wo er kann. Furrer Hugi führt das Sekretariat von Nosers Verband ICT Switzerland und von «Vorteil Schweiz», hat von der SRG ein sechsstelliges Mandat. Doch Noser arbeitet auch mit anderen PR-Agenturen zusammen («immer mehrere Optionen offenhalten»): Dynamics Group (über Andreas Durisch) und Burson-Marsteller (über Alexandra Thalhammer) gehören ebenfalls zu seinen Favoriten. Er sei ein Netzwerker und dazu stehe er, sagt der Mann, der alle Zürcher FDP-Kantonsratskandidaten kennt.

Zum Abschluss wollen wir von Noser wissen, wie viel Umsatz seine Informatikfirmen mit staatlichen Betrieben machen? Post, Swisscom, Ruag und SBB seien bedeutende Kunden, sagt er. Auf einen prozentualen Anteil am Gesamtumsatz will er sich nicht festlegen. «Zwanzig Prozent?» – «Hm.» – «Fünfundachtzig Prozent?» – «Viel zu hoch!» Ob es ihn als Freisinniger wurme, dass sein Unternehmen sein Geld mit Staatsaufträgen verdiene. «Solch eine Frage kann nur ein Ideologe stellen.»

Noser gilt allenthalben als schlauer, ja gerisener Politiker. Die Wirkung, die er über sein Netzwerk entfalten kann, ist beträchtlich. Politische Weggefährten hüten sich davor, seinen Zorn heraufzubeschwören. Doch so richtig traut man ihm auch in der FDP nicht. Ämter wie jenes des Parteipräsidenten, des Fraktionschefs oder gar des Bundesrates blieben ihm versperrt. Zu wetterwendisch. Im Jahr 2011 griff Noser nach dem Sitz von Pascal Couchepin. Zu diesem Zweck ging er auf Tuchfühlung mit der SVP. Ob diese ihn anstelle des offiziellen Nachfolgekandidaten, Johann Schneider-Ammann, unterstützen würde? Sie wollte nicht. Auch momentan, so zeigt sich an diesem Sonntagnachmittag, segelt Ruedi Noser, mit voller Überzeugung, wieder eher nach rechts. ○

Wo die Schweiz entstand

Vor 600 Jahren eroberten die Eidgenossen den Aargau: Mit Anlässen, Ausstellungen und Vorlesungen gedenkt der Kanton dieses Jubiläums. Die Freundeidgenossen sollten mitfeiern. Denn es gibt die Schweiz von heute wohl nur dank diesem Feldzug. *Von Markus Schär*

«Die Schweiz entsteht im Aargau», behauptete das Motto des Jubiläumsjahres anfangs keck. Am 18. April 1415 trafen die Berner Truppen in Zofingen ein, in den vier Wochen darauf nahmen die Eidgenossen die Stammlande der Habsburger ein. An diese Ereignisse vor 600 Jahren erinnern die Aargauer in den kommenden Monaten mit allerlei Aktivitäten. Sie eröffnen den Reigen am Freitag, 17. April, mit einem Festakt in Zofingen. Darauf folgen bis im November Ausstellungen und Vorlesungen, aber auch historische Werkstätten zu Belagerungstechniken oder Postautofahrten «auf den Spuren der einmarschierenden Eidgenossen».

Das offizielle Motto des Gedenkjahres heisst jetzt nicht mehr so selbstbewusst: «Die Eidgenossen kommen!». Die Aargauer besinnen sich vorwiegend auf die Wurzeln ihres Kantons: Die Eroberer teilten den Besitz der Habsburger in vier Territorien auf; das Gebiet entlang der Aare mit ihren Seitentälern von Zofingen bis Brugg übernahmen die Berner, die Freien Ämter an der Reuss und die Grafschaft Baden an der Limmat verwalteten die Eidgenossen gemeinsam, das Fricktal jenseits des Juras verblieb bis 1799 bei den Habsburgern. Ab 1798 entstand daraus der Aargau als «Kanton der Regionen», die noch heute ohne ein Zentrum auseinanderstreben – nach Zürich, Basel und Bern.

Begeisterte Untertanen

Mit dem Beschauen des (nicht vorhandenen) Nabels ihres Kantons begnügen sich die Aargauer aber nicht. Sie betonen zu Recht, dass ihr Jubiläum – das verkannte im Reigen von 1315 (Morgarten), 1515 (Marignano) und 1815 (Wiener Kongress) – die Freundeidgenossen zumindest ebenso viel angeht wie die drei anderen, heissumstrittenen Gedenkdaten. Denn selbst die lautesten Streithähne unter den Historikern stimmen überein: Der heutige Aargau ist das Land, «wo die Schweiz begann».

Die Gemeinen Herrschaften, nach dem Aargau auch der Thurgau, das Rheintal, das Tessin, banden einerseits die Eidgenossen zusammen, über die Glaubensspaltung nach der Reformation hinaus. Und diese Ländereien, die niemandem allein gehörten, hielten andererseits die machthungrigen Städte auseinander, so dass keine zum dominierenden Territorialstaat aufstieg.

Dazu kommt, dass die Untertanen den Einzug der Eidgenossen keineswegs als

Unterwerfung empfanden. So begingen die Thurgauer 1998 das 200-Jahr-Jubiläum der Befreiung von den Eidgenossen weit weniger begeistert als zuvor 1960 das 500-Jahr-Jubiläum der Eroberung durch die Eidgenossen. «Die Zugbrücke, die im Herbstmonat 1460 in Frauenfeld niederging, um die Eidgenossen einzulassen, wurde die Brücke zur Eidgenossenschaft», schrieb zu jener Feier der Feuilletonist Ernst Nägeli. «Wer bei uns wünschte wohl, der Thurgau wäre damals bei Österreich verblieben und hätte mit jenem Land die bewegte Geschichte gemeinsam!» In der Freude über die Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft seien die «nörgelnden Stimmen» untergegangen, dass der Thurgau erst ab 1803 als gleichberechtigter Ort dazusties.

Das gilt, nicht ganz mit diesem vaterländischen Überschwang, auch für die anderen damals gegründeten Kantone: Aargau, Graubünden, St. Gallen, Tessin, Waadt. Auch wenn niemand schon beim Rütli-schwur Programme verkauft hatte, wie der Volksmund frotzelt, fühlten sich die Ex-Untertanen ebenfalls als Eidgenossen. Wer die Geschichte anschaut, die 1415 mit der Eroberung des Aargaus begann, der erkennt also tatsächlich, was die Schweiz ausmacht.

Strafe für Habsburg

«Ein Ereignis, das unterschätzt wird», findet auch der Schwyzer Staatsarchivar Valentin Kessler die Eroberung des Aargaus. Die Eidgenossen kamen zwar eher zufällig zu ihrer ersten Gemeinen Herrschaft. König Sigismund wollte mit dem Konzil in Konstanz (1414–1418) die Kirchenspaltung mit drei gleichzeitig herrschenden Päpsten überwinden. Der österreichische Herzog Friedrich IV. half aber dem abgesetzten Papst Johannes XXIII. bei der Flucht und bot ihm Schutz. Der verärgerte König forderte deshalb

die Nachbarn des Habsburgers auf, diesem Ländereien abzunehmen. Die Eidgenossen liessen sich trotz eines erst drei Jahre alten Friedensvertrags mit Österreich nicht lange bitten. Noch während ihres Feldzugs versöhnten sich König Sigismund und Herzog Friedrich wieder, doch die Eidgenossen gaben die habsburgischen Stammlande nicht mehr her.

Die Eroberung erwies sich als schicksalhaft für ihren Bund. Die Gebiete, die sie den Habs-



«Die Eidgenossen kommen!»: Eroberung von Liebegg und Hallwyl,

burgern abgenommen und – im Gegensatz zu Zug 1352 – nicht in ihre Bünde einbezogen hatten, mussten sie gemeinsam verwalten. Jeweils zu Pfingsten legten die Landvögte an der Tagsatzung in Baden ihren Rechenschaftsbericht ab, später auch zu weiteren Gemeinen Herrschaften wie der Grafschaft Sargans (1460), der Landgrafschaft Thurgau (1460), der Vogtei Rheintal (1490) und den «Ennetbirgischen oder Welschen Vogteien» Maiental (Valle di Maggia), Lauis (Lugano), Luggarus (Locarno) und Mendris (Mendrisio) ab 1512.

«Ohne diese gemeinsame Aufgabe, ohne die Eroberung des Aargaus, wäre das oft strapazierte eidgenössische Bündnis ebenso wenig zusammengeblieben wie die Hanse», meint der Historiker Thomas Maissen, für einmal mit allen Kollegen übereinstimmend. «Die damit verbundenen Einnahmen und Ämter

bildeten selbst nach der Reformation das entscheidende Band zwischen reformierten Städten und katholischen Landorten.»

Die Gemeinen Herrschaften, gerade der Aargau, banden die alten Orte aber nicht nur zusammen, sondern trennten sie auch voneinander – eine ebenso wichtige Grundlage für die heutige Schweiz. Von der Reformation bis zur Französischen Revolution, als nur der gemein-

«Mit der Eidgenossenschaft war ein solcher Staat schlicht nicht zu machen.»

same Besitz verhinderte, dass die katholischen und die reformierten Eidgenossen auseinandergingen, entstanden die modernen Staaten in Europa, allen voran das absolutistische, zentralisierte Frankreich. Eine Eidgenossenschaft ohne die Tagsatzung zum Verwalten der Gemeinen Herrschaften als einzigen Zusammenhalt wäre in diesen Reichen aufgegangen.

«Mit der Eidgenossenschaft war ein solcher Staat schlicht nicht zu machen», stellt der Historiker Oliver Zimmer fest. «Hier entwickelte sich zu keiner Zeit – weder im 16. noch im 18. Jahrhundert – ein dominantes Machtzentrum, das in der Lage gewesen wäre, den anderen Orten sein Modell der Staatsorganisation aufzuzwingen.» Vor allem die starken Städte Bern und Zürich strebten dies zwar an, zwischen ihnen lag aber der zerstückelte Aargau, den alle Orte für sich beanspruchten. Die Zürcher schauten deshalb nach Osten; sie rissen 1436 das Erbe des Grafen von Toggenburg an sich, ihre Bundesgenossen banden die Stadt aber im Alten Zürichkrieg zwischen 1440 und 1450 zurück. Und die Berner fielen 1536, um den verbündeten Genfern zu helfen, in der savoyischen Waadt ein; sie brauchten aber die Hilfe der Freiburger (was die unübersichtlichen heutigen Grenzen erklärt) und griffen kaum in lokale Freiheiten ein.

Die erzwungene Zurückhaltung der Herrscher erklärt, weshalb sich die Landleute in den Gemeinen Herrschaften kaum als Untertanen fühlten und sich später auch als Eidgenossen rühmten. Die Eroberer im

Thurgau rührten den Flickenteppich von über sechzig Gerichtsherrschaften nicht an: das «Museum des Spätmittelalters», wie der Mediävist Hans Conrad Peyer spottete. Alle zwei Jahre ritt ein neuer Landvogt um die Landgrafschaft, um sich huldigen zu lassen. Im Alltag spürte das Volk die Herrschaft der Eidgenossen kaum, allerdings leidet der Ruf der Thurgauer bis heute darunter: Wer das Amt als Landvogt in Frauenfeld anstrebte, musste es in den meisten Orten ersteigern, also die Investition in zwei Jahren wieder hereinholen – nicht die Thurgauer hatten also lange Finger, wie man ihnen nachsagt, sondern die Thurgauer Vögte.

Die Landvögte in Sargans, im Rheintal und im Gasterland wechselten ebenso häufig, jene aus Glarus und Schwyz hielten sich gar lieber zu Hause auf, weshalb die einheimischen Ammänner, Untervögte und Landräte ihre Selbständigkeit wahrten; das Toggenburg führte gar unter der Schirmherrschaft der Eidgenossen seine Selbstverwaltung weiter. Ebenso achteten die Eroberer in der Waadt und im Tessin die Freiheiten und Eigenheiten ihrer Untertanen.

Was hält das Land zusammen?

«Die Geschichtsschreibung des 19. und fast des ganzen 20. Jahrhunderts fällt über die Zeit der Landvögte ein negatives Urteil, indem sie vor allem die Untertanenverhältnisse, die Immobilität des Macht systems und Fälle von Machtmissbrauch der Regierenden in den Vordergrund rückte», hält das Historische Lexikon der Schweiz fest, was für das Tessin, aber auch für die meisten Herrschaften gültig ist. Dagegen zeichneten neuere vertiefte Untersuchungen «ein in vielen Bereichen positiveres Bild». So wagte der Historiker Gregor Spuhler die These: «Vielleicht gab es für die Thurgauerinnen und Thurgauer vor 1798 angesichts zahlloser Gerichtsherrschaften, unübersichtlicher Rechtsverhältnisse und rivalisierender Herrschaftsansprüche, die man notabene gegeneinander ausspielen konnte, grössere Freiräume als im neuen, sogenannt freien Kanton.»

«Im Lokalen dürft ihr kutschieren, wie ihr wollt», sagten die Eidgenossen ihren Untertanen, wie es Bruno Meier ausdrückt, der in Baden den Verlag Hier und Jetzt führt. Diese Selbstverwaltung bilde «einen Teil des Erfolgsmodells dieses Landes», meint der Historiker. Und die heterogene, föderale Landschaft, zu der sie führte, verdankt die Schweiz auch dem Eroberungszug von 1415. «Bei den Jubiläen von 1315, 1515 und 1815 streiten wir um die Frage, wie die Eidgenossen nach aussen wirkten», hält Bruno Meier fest. «Beim Jubiläum von 1415, nach innen gerichtet, stellt sich dagegen die Frage: Was hält dieses Land zusammen? Das Jubiläum ist also eher noch wichtiger.» ○



1415.

Don Quichotte der Weltrevolution

Jean Ziegler will wieder einmal die Welt verändern. Er übersieht, dass sie sich bereits von selbst total gewandelt hat, wenn auch anders, als er sich das vorstellt. Ein Hausbesuch.

Von Wolfgang Koydl und Catherine Leutenegger (Bild)

«Verdinglichung» ist eines jener hegelianischen Wortungetüme, die den theoretischen Marxismus allein aus sprachästhetischen Gründen so abstossend machen. Aber Jean Ziegler liebt dieses Wort, er legt es sich sorgsam auf der Zunge zurecht und dreht und wendet es im Mund wie ein besonders leckeres Bonbon. Mit der «Verdinglichung» steigt er ins Gespräch ein, nachdem er hineingestürzt ist in die Bar des Genfer Hotels «Bristol» und sich einerseits entsetzt gezeigt hat über den Terroranschlag von Tunis und andererseits besorgt darüber, dass das seinen geplanten Termin mit dem tunesischen Präsidenten beeinträchtigen könnte.

Vergleiche mit Sartre und Zola

Schon seltsam, dass Ziegler in verquastem Soziologen- und Philosophendeutsch flüchtet, wo er doch ansonsten eine deutliche und verständliche Sprache führt. Da zieht er über «Halunken» in der Finanzbranche her, verhöhnt die «Wegelagerer von der Bahnhofstrasse», kanzelt sein Land als «Hehlernation» ab und schimpft Schweizer Nationalräte «Höhlenbewohner». Was ist er denn nun – Polemiker oder Philosoph?

Widersprüche und Gegensätze sind dem Achtzigjährigen nie fremd gewesen. Durch sie blüht er nachgerade auf. Das beginnt schon beim sehr unterschiedlichen Stellenwert, dem man ihm daheim und ennet der Grenzen zuweist. Im Ausland ist er einer der beliebtesten Schweizer, wahrscheinlich gleich irgendwo hinter Roger Federer. Daheim im eigenen Land hingegen verfolgt man ihn oft mit blankem Hass. Der Nationalrat hob die Immunität des SP-Mitgliedes Ziegler, des «Landesverrätters» und «Nestbeschmutzers», auf und lieferte ihn den Anwälten der Banken und Konzerne aus. Ihnen hatte er unsaubere Geschäfte vorgeworfen. Ob Raubgold, Schwarzgeld, Bankgeheimnis – Ziegler richtete einen Lichtstrahl in dunkle Ecken der Schweiz, bevor sie von der Öffentlichkeit grell ausgeleuchtet wurden. Wiederholt wurde er zu hohen Geldbussen verurteilt. Doch die Rechtsprechung kümmerte ihn nicht, solange er langfristig recht behielt: Was er einst als Aussenseiter geisselte, ist heute normaler Mainstream. Am Bankgeheimnis halten ja nicht einmal mehr die Banken fest.

Heute sind denn auch die Emotionen abgeklungen und einer abgeklärteren Haltung gewichen: Man nimmt den alten Herren einfach nicht mehr wirklich ernst. Ein wenig mag man inzwischen sogar stolz auf so einen un-

bequemen Querdenker in den eigenen Reihen sein. Er schadet ja nicht mehr. Über einen jüngeren Mann würde man sich lustig machen, aber Ziegler findet man eher rührend – rührend altmodisch und rührend naiv. Es fragt sich, ob man ihm mit herablassender Nachsicht nicht einen grösseren Tort antut als mit dem Hass von früher.

Sein eigentliches Publikum hat der Ex-Professor und Ex-Parlamentarier ohnehin nie im eigenen Land gesucht. Im Ausland wird er verehrt wie ein Wiedergänger Henri Dunants oder Heinrich Pestalozzi – der Inbegriff des Schweizer Menschenfreundes. Die Franzosen rücken ihn in die Nähe von Sartre. Die Deutschen vergöttern ihn als eidgenössischen Kronzeugen für ihre Vorurteile über die hässliche Schweiz. An afrikanischen, südamerikanischen und nahöstlichen Universitäten sind seine Bücher Pflichtlektüre, und die *New York Times* pries ihn gar als Schweizer Emile Zola. In diesen Ländern hat er einen Ruf wie ein alter Rockstar – ein

Die Deutschen vergöttern ihn als Kronzeugen für ihre Vorurteile über die hässliche Schweiz.

Mick Jagger des Marxismus gewissermassen. Man ist mit den alten Songs gross geworden. Mit ihnen lauscht man der eigenen Jugend nach.

Gerade ist Ziegler von einer ausgedehnten Deutschland-Tournee nach Genf zurückgekommen: Leipzig, Berlin, Köln, Hamburg in weniger als einer Woche. Talkshows, Fernsehauftritte, Interviews: Ziegler hat sein jüngstes Buch vorgestellt. Das wievielte ist es eigentlich? Er hat wahrscheinlich selber den Überblick verloren. Er schreibt wie besessen. Im Schnitt kommt alle zwei Jahre ein neues Werk heraus, manch eines schafft es auf die Bestsellerlisten – in Deutschland, in Frankreich, manchmal auch in den USA. Seltener in der Schweiz. Dass er so viel so schnell produzieren kann, schafft er auch deshalb, weil er sich oft wiederholt. Andererseits sieht er darin einen Beleg, dass sich am Zustand der Welt und an ihrer Ausbeutung durch das Grosskapital nichts ändert.

Das aber will Ziegler endlich ändern in den Jahren, die ihm bleiben. Er will die Welt retten vor der «Diktatur des Finanzkapitals», die dem Globus eine «kannibalische Weltordnung» übergestülpt hat. Zahlen, Daten, Statistiken ruft er mühelos aus dem Gedächtnis ab, als ob er

sie gedruckt vor Augen hätte: Fünfhundert globale Grosskonzerne hätten die Welt und ihre Ressourcen zum grossen Teil untereinander aufgeteilt. Ein Prozent der Weltbevölkerung verfüge über 99 Prozent des Weltvermögens. Weltweit verhungere alle fünf Sekunden ein Kind unter zehn Jahren. Ziegler nennt das ungeschönt Mord, da es genügend Nahrungsmittel gäbe, um jeden Menschen satt zu machen: «Das materielle Leid, das immer noch Hunderte Millionen unserer Zeitgenossen quält, könnte morgen beseitigt sein.» Er spricht mit grosser Überzeugung. Sein Redefluss ist kaum zu bremsen, er ergiesst sich über alle Einwände und spült sie weg.

Wie ein Ritter in schimmernder Rüstung reitet Ziegler abermals los, um die Welt zum Besseren zu wenden. «Ändere die Welt!» lautet der Titel seines jüngsten Buches – wobei freilich auch das Ausrufezeichen nicht darüber hinwegtäuschen kann, dass dieser Appell viel von seiner früheren Strahlkraft eingebüsst hat. Auch einen Selbsthilferatgeber oder eine Diätfibel könnte man so benennen. Ziegler hat denn auch keine neuen Vorschläge oder Rezepte. Er propagiert dieselben alten Lösungen, die weltweit mehrfach gescheitert sind. Doch er glaubt wirklich, dass dem Marxismus eine glorreiche Renaissance bevorsteht. Der edle Ritter wird zum Don Quichotte.

Immerhin hat wenigstens der Titel des französischen Originals mehr revolutionären Biss: «Retournez les fusils» heisst es – «Dreht die Gewehre um». Es ist eines der griffigeren Lenin-Zitate. Mit diesen Worten hatte sich der russische Revolutionsführer als kaltblütiger Gewaltmensch entlarvt. Auf einer Konferenz im bernischen Zimmerwald 1915 hatte er unwirsch Friedensappelle der deutschen Sozialistin Rosa Luxemburg vom Tisch gewischt und stattdessen die in Europas Schützengraben liegenden Proletarier aufgefordert, die Waffen nicht aufeinander, sondern auf ihre kapitalistischen Ausbeuter zu richten.

Waffe der Schmeichelei

Erkennt Ziegler tatsächlich Parallelen zur Gegenwart? Er verstehe sein Werk durchaus als «Handbuch des Kampfes», meint er, ein Buch sei immer auch eine Waffe. Schliesslich stehe die Welt an einer «Abbruchkante der Zeit», am Beginn einer neuen Epoche. Eine globale Zivilgesellschaft, von Attac über Greenpeace bis hin zu lateinamerikanischen Campesinos, sei die Vorhut einer neuen Weltordnung. Ziegler redet



Leibhaftiger Anachronismus: Jean Ziegler.

sich in Fahrt und lässt den Blick nach Frankfurt schweifen, wo an diesem Tag eine Vorhut dieser Bewegung den neuen Glasturm der Europäischen Zentralbank mit Steinen und Molotowcocktails attackiert. Deren Parolen, findet er, könne er viel abgewinnen: «Ihr wollt Kapitalismus ohne Demokratie, wir wollen Demokratie ohne Kapitalismus – ja, das tönt doch sehr gut.»

Solch martialische Töne wollen nicht so recht passen zu dem charmanten älteren Herrn, der milde lächelnd in einem tiefen Sessel sitzt und entspannt an seinem Espresso nippt. Aber ein junger Wilder war Ziegler ohnehin nie, wahrscheinlich noch nicht einmal, als er jung war und sein Idol Che Guevara in seinem kleinen Morris Minor durch Genf kutscherte. Im Gegenteil: Ziegler ist stets ausgesucht höflich, noch nicht einmal als streitbar möchte er sich selbst beschreiben. Er ist kein rabiater Umstürzler, sondern eher der liebe Onkel der Revolution. Seine wirksamste Waffe ist die Schmeichelei, mit der er Freund und Feind seidig umgarnt und ausser Gefecht setzt – oft mit Erfolg. Wie kann man diesem reizenden Mann böse sein? Vielleicht ist es ja Selbstschutz: Im Gespräch ist Ziegler nett zu allen, damit alle nett zu ihm sind.

Alle überlebt

Manchmal freilich schadete er sich mit zu viel Nettigkeit. Denn auch recht fragwürdige Zeitgenossen hofierte er mit Freundlichkeiten: PLO-Chef Jassir Arafat attestierte er «warmherzige Klugheit und Ausstrahlung», den jungen Muammar Gaddafi bewunderte er als arabischen Sozialrevolutionär. Immer wieder warfen ihm seine Gegner vor, dass er Diktatoren ver-harmlose.

Ziegler hat sie alle überlebt, die blutrünstigen Diktatoren und die marxistischen Denker, auf die er sich beruft. Der Altmarxist wirkt wie aus der Zeit gefallen, ein leibhaftiger Anachronismus. Er will nicht zur Kenntnis nehmen, dass sich die Welt bereits von selbst verändert hat, oft zum Schrecken ihrer Bewohner. Er wischt das Argument beiseite, dass es die ver-teufelte Globalisierung war, die Millionen von Menschen aus der Armut befreit hat. Er verdrängt, dass heute prozentual viel weniger Menschen hungern als noch vor zehn Jahren. Die epochalen Veränderungen gar, die Digitalisierung und Big Data in unseren Gesellschaften bewirken, kommen in seinem Weltbild nur am Rande vor: «Technologie ändert nichts an Machtverhältnissen, Computer ändern nichts an Monopolen», sagt Ziegler dazu lapidar.

Für Jean Ziegler steht nicht die Technik im Mittelpunkt, sondern der Mensch, sein Leiden und seine Not, wie er sie als Berichter-statter der Uno immer wieder sah. Ist er Polemiker oder Philosoph? Er liebt beides, aber im Kern ist er ein Humanist mit einer verwundbaren Seele. So verletzlich, dass er sie hinter hegelianischen Unwörtern verstecken muss. ○

Markt gegen Romantik

Die Fusion der beiden Zementriesen Holcim und Lafarge beruht auf Fantasien der Konzerneliten, denen die Märkte nun die Wirklichkeit vor Augen führen.

Von Beat Gygi

«Holcim ist jetzt 103 Jahre alt, da hat sich einiges ziemlich fest eingefahren, da wären ein paar Änderungen durchaus am Platz.» Ungefähr mit diesen Worten hat Verwaltungsratspräsident Wolfgang Reitzle am Montag an der Generalversammlung des Zementkonzerns Holcim einen skeptischen Aktionär davon zu überzeugen versucht, dass die Fusion des Unternehmens mit dem französischen Konkurrenten Lafarge sinnvoll sei. Es werde nicht schaden, so Reitzle, das ganze Unternehmen ein wenig durchzuschütteln, indem man es mit dem französischen Konkurrenten zu einem neuen Gebilde kombiniere. Die Fusion mit der 182-jährigen Lafarge-Gruppe wird quasi als Verjüngungskur angepriesen.

Noch ist es aber nicht so weit. Seit einem Jahr sind die beiden Zementriesen Holcim und Lafarge verlobt. Am 7. April 2014 hatten die Chefs gemeinsam mit grossem medialem Aufwand und überbordender Marketingsprache angekündigt, sie wollten den tonangebenden Champion der Zementwelt und eine einmalige Wachstumsplattform schaffen. Der Schweizer Konzern mit 68 000 Mitarbeitern und neunzehn Milliarden Franken Jahresumsatz und die französische Gruppe mit 63 000 Mitarbeitern und knapp dreizehn Milliarden Euro Umsatz sind beide mit ihren Standorten über die ganze Welt verteilt, aber mit so unterschiedlichen Schwerpunkten, dass die zwei Flickenteppiche sich mehr oder weniger ergänzen und nicht zu stark überlappen. Das wurde damals als grosser Vorteil gepriesen, so könne man fast in jedem Land präsent sein, ohne gross investieren zu müssen.

Überbleibsel in der Bilanz

Aber es ist nicht sicher, dass die Heirat zustande kommt, weil die Vorstellungen der Konzerneliten romantischer waren, als es die wirtschaftliche Realität ist. Etliche Holcim-Eigentümer sehen Lafarge nicht als solid genug an und fürchten um die Substanz ihrer Aktien. Im Grunde kranken beide Unternehmen am gleichen. Beide leiden darunter, dass sie vorher zu viel investiert hatten und seit einigen Jahren nicht mehr genug verdienen, um schon nur die Verzinsung ihres grossen Kapitaleinsatzes zu erwirtschaften. Holcim ist allerdings etwas besser dran als die Lafarge-Gruppe, die vor einigen Jahren die Orascom-Zementgeschäfte des ägyptischen Unternehmers Sawiris teuer gekauft hatte und nun viel Goodwill als schweres Überbleibsel des Kaufs in der Bilanz mitschleppt.

Die Entscheidung über das Zusammengehen werden die Holcim-Aktionäre an ihrer ausserordentlichen Generalversammlung vom 8. Mai fällen. Zwei Drittel der anwesenden Aktienstimmen sind nötig. Formell soll Holcim die Lafarge-Gruppe kaufen und die kombinierte Gruppe soll zunächst Lafarge-Holcim heissen, bis später wahrscheinlich ein neuer Name auf

Die Fusion mit der 182-jährigen Lafarge-Gruppe wird quasi als Verjüngungskur angepriesen.

Lastwagen, Fabriken, Zementsäcke und Internetseite kommt. Vorläufig steht aber das Problem im Vordergrund, dass Holcim ein Jahr nach der Verlobung wirtschaftlich besser dasteht als Lafarge und die Differenzen eher noch grösser werden.

Reitzle beschwor vor den Aktionären am Montag deshalb nochmals die grosse Linie, den grossen Wurf; es gehe um die langfristige Aufstellung eines einmaligen Unternehmens in der Welt, nicht um kurzfristige Rechnerei. Gewiss, Lafarge habe geschäftlich zurzeit etwas mehr Mühe als Holcim, aber die Märkte in Afrika seien ja auch nicht so einfach. Die Fusion sei eine grosse Chance, sich in eine neue Position zu bringen. Damit blieb er etwa auf dem Kurs, den ein Jahr vorher schon sein Vorgänger im Holcim-Verwaltungsratspräsidium, der

Schweizer Rolf Soiron, eingeschlagen hatte. Soiron hatte im April 2014 nach elfjähriger Amtszeit und kurz vor seinem Rücktritt zusammen mit dem Lafarge-Präsidenten und Konzernchef Bruno Lafont Showauftritte durchgezogen, um dem Publikum diesen «Zusammenschluss unter Gleichen» anzupreisen.

Mit der Wendung «Fusion unter Gleichen» suchte man damals die Transaktion mit einer Art ideeller Klammer zu sichern. Der Begriff «gleich» findet in Frankreich viel Anklang, ist schwierig angreifbar, solange sich die Unternehmen einigermaßen ähnlich sind, keiner steht als Verlierer da, und es wird deutlich gemacht, dass es um Grundsätzliches und nicht um kleinkrämerische Abwägungen gehen soll. Es passt dazu, dass man das Austauschverhältnis der Lafarge-Aktien gegen Holcim-Aktien damals auf 1:1 festlegte, den Verwaltungsrat paritätisch mit je sieben Mitgliedern besetzte und die Ämter Verwaltungsratspräsident (Reitzle) und operativer Konzernchef (Lafont) schön austariert zuteilte.

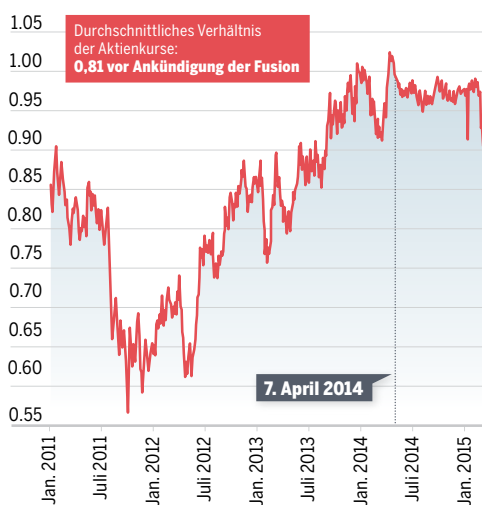
«Lohnt sich die Fusion?»

Dann begann aber der lange Übergang, die Marktkräfte begannen zu wirken und Lafarge verlor an der Börse gegenüber Holcim an Wert, der «Wechselkurs» 1:1 wurde zur Illusion, wie es die Grafik zeigt. Die kartellrechtlichen Abklärungen dauerten an, selbst wenn die Firmen der EU-Kommission halfen und vorauseilend Vorarbeiten zum Aufteilen der europäischen Geschäfte erbrachten. In dieser Zeit regte sich der Widerstand der Holcim-Aktionäre, die das Zusammengehen mit Lafarge als wirtschaftlich unsinnig und als Belastung einstufen. Am prominentesten sprach sich der ehemalige Holcim-Spitzenmanager und Chef anderer Industriegruppen Max D. Amstutz gegen die Fusion aus. In der NZZ vom 16. August 2014 fragte er: «Lohnt sich die Fusion?», und er legte dar, dass eine Schweizer Gruppe und ein französischer Konzern ganz unterschiedliche Unternehmenskulturen hätten. Wenn eine zentralistische Ordnung mit einer dezentralen Struktur zusammengeführt werden soll, seien die Erfolgsaussichten fraglich. Die Holcim-Führung hätte einen Artikel mit ihrer eigenen Sicht dazustellen können, sah aber davon ab.

So entfaltete Amstutz' Wortmeldung zunächst unterschwellige, dann zunehmend offener sichtbare Wirkungen im Publikum. Aus heutiger Sicht sehen es Kommunikationsexperten als Fehler an, dass Holcim in der

Lafarge zur Verlobung auf dem Höchstwert

Verhältnis der Aktienkurse Lafarge zu Holcim (am 7. 4. 2014 = 1:1)



QUELLE: BLOOMBERG

Ernüchterung nach der Euphorie.



Show-Auftritte: Lafont, Reitzle, Olsen (v.l.).

Kommunikation damals diskret geblieben war. Nach der Einschätzung von Beobachtern hängt dies jedoch auch damit zusammen, dass sich in mittleren bis höheren Führungsschichten des Konzerns ebenfalls Widerstand gegen

Kritiker sagen, Rolf Soiron sei ein Historiker oder Politiker, nicht ein Stratege.

Lafarge geregt hatte. Dass Soiron in «seinen» anderen Unternehmen (Nobel Biocare, Lonza) als Präsident nicht gerade eine glückliche Hand hatte, hellte das Bild nicht auf. Kritiker sagen, Soiron sei ein Historiker oder Politiker, nicht ein Stratege.

Für Spezialisten in der Disziplin Mergers & Acquisitions (M&A) beziehungsweise Fusionen und Übernahmen sind lange Fristen zwischen dem Beschluss und dem Zusammengehen, also zwischen dem Unterzeichnen des Vertrags und dem Abschluss der Transaktion, ein Gräuelp. Je länger diese Frist dauert, desto leichter können Störungen auftauchen, neue Quartalszahlen, geschäftliche Erfolge oder

Misserfolge, Wechselkursänderungen oder politische Veränderungen. Im Fall Holcim-Lafarge hat diese lange Frist aber gerade eine heilsame Ernüchterung gebracht, die Marktkräfte erhielten wieder mehr Bedeutung, die Grosskonzernvisionäre mussten ihr Konstrukt korrigieren: So wurde kürzlich das Tauschverhältnis der Aktien auf 10:9 zugunsten von Holcim korrigiert. Zudem muss Lafarge-Chef Lafont darauf verzichten, Konzernchef des fusionierten Gebildes zu werden; an seine Stelle tritt nun der Lafarge-Manager Eric Olson als Chef.

Fusion unter Gleichen als Illusion

Geradezu elektrisierend wirkt aber das, was ein M&A-Spezialist im Gespräch beiläufig erwähnt: «Für uns gilt vor allem das A, das M ist eigentlich fast unmöglich.» Dies bedeutet, dass jedes Zusammengehen eine Akquisition (A) ist, dass es also einen Käufer und einen Gekauften gibt, einer ist immer der Stärkere. Die Wendung vom Merger (M), der Fusion unter «Gleichen» erscheint als Illusion, die zwar in schönen Worten angekündigt werden kann, auf Märkten aber ein kurzes Leben hat. ○

Franken

In der Statistikfalle

Weshalb die Aufhebung des Euro-Mindestkurses gut war.
Von Reiner Eichenberger

Die Freigabe des Frankenkurses war genau richtig. Die Aufwertung verbilligt den Import von Konsum- und Investitionsgütern und Energie massiv. Davon profitieren wir alle. Gegen diese Überlegungen gibt es aber ernstzunehmende Bedenken. Kommen die Währungsvorteile bei den Schweizer Firmen und Konsumenten überhaupt an? Die Gegner der Kursfreigabe verneinen dies; die Währungsvorteile blieben irgendwie im Ausland hängen. Als Beleg dient meist der monatliche amtliche Importpreisindex. Tatsächlich reagiert er kaum auf Währungsschwankungen und scheint so zu zeigen, dass nur ein kleiner Teil der Währungsgewinne weitergegeben wird. Wissenschaftliche Studien bestätigen dies. Eine Weitergabe der Währungsvorteile erfolgt praktisch nur im Mineralölbereich. Ein solches Ergebnis hätte nicht nur weitreichende Konsequenzen für die Beurteilung der Frankenstärke, sondern ist auch äusserst erstaunlich. Da die meisten Importe in Euro fakturiert werden, müsste die Euro-Schwäche die Franken-Einfuhrpreise doch sofort reduzieren. Weshalb ist das nicht so? Eine böse These wäre, dass die Lieferanten rasch ihre Euro-Preise erhöhen.

Zum Glück ist die Antwort der fürs Erheben des Importpreisindex zuständigen Amtsstelle viel einfacher, aber umso erfrischender: Der monatlich veröffentlichte Importpreisindex wird nicht wirklich monatlich erhoben. Für die allermeisten Güter werden die Preise nur viertel- oder halbjährlich erfasst. Monatlich werden die Preise hauptsächlich für das Mineralölsegment erfasst – also den Bereich, in dem Währungsschwankungen voll auf die Importpreise durchschlagen. Die meisten Studien und Folgerungen zur Weitergabe der Währungsvorteile, die auf dem Importpreisindex beruhen, sind deshalb mit grosser Vorsicht zu geniessen. Es wäre gut, wenn die Statistiker darauf hinweisen würden, auf wie alten Informationen ihre aktuellen Daten beruhen. Die einfache These erweist sich als richtig: Da die meisten Importe in Euro fakturiert werden, schlägt sich eine Aufwertung des Frankens sofort und weitgehend in tieferen Importpreisen nieder. Die Kursfreigabe ist also doch eine gute Sache.

Reiner Eichenberger ist Professor für Theorie der Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Uni Freiburg.

Ausfransendes Bruttoinlandprodukt

Statistiker versuchen, immer mehr vom wirtschaftlichen Leben des Landes in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung zu berücksichtigen. Der einzige, der davon profitiert, ist der Staat. *Von Beat Gygi*

Das Bruttoinlandprodukt wird immer grösser, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Die Unternehmen, Haushalte und staatlichen Einrichtungen in der Schweiz haben 2013 Güter, Dienstleistungen und Gedanken im Wert von 635 Milliarden Franken erarbeitet. Dieses Bruttoinlandprodukt (BIP) ergab sich aus Millionen von Wertschöpfungsleistungen, die auf Märkten oder über andere vertragliche Beziehungen verkauft wurden. 2012 waren es noch knapp 625 Milliarden Franken gewesen, im Jahr 1995 gut 404 Milliarden Franken.

Auf den ersten Blick scheint das BIP ein einfach erfassbares und klar definiertes Mass zu sein, um Grösse und Entwicklung einer Volkswirtschaft zu beschreiben. Ganz so klar sind die Verhältnisse aber nicht, denn das ist, wie wenn man nur mit einem Auge schauen würde. So sind im BIP nur all jene Wertschöpfungsleistungen enthalten, die auf irgendeine Weise vermarktet werden oder Staatsaufwand bedeuten. Familienintern erbrachte Haushaltsarbeit, Nachbarschaftshilfe oder ehrenamtliche Engagements erscheinen nicht in dieser Statistik, die Entschädigung einer Putz-, Garten-, Sekretariats- oder Haushaltshilfe für die gleichen Arbeiten dagegen schon.

Haushaltsarbeit: 400 Milliarden Franken

Seit langem wird deshalb von vielen Seiten kritisiert, dass das BIP nur einen unzureichenden Teil des wirtschaftlichen Lebens spiegle, nämlich jenen, der mit Märkten zusammenhängt. Zudem ist das BIP kein stabiler Massstab, vielmehr verändern sich Definition und Zusammensetzung über die Zeit hinweg immer wieder – gerade weil man sich bemüht, mehr vom wirtschaftlichen Leben darin zu erfassen. Poli-

Dem Konsum von Drogen allein wird ein BIP-Plus von 0,2 Prozent zugeschrieben.

tiker, Interessengruppen und Fachleute rund um den Globus versuchen, einen zunehmend grösser werdenden Teil der Vorgänge, die sich ausserhalb der gängigen Märkte abspielen, im Bruttoinlandprodukt einzufangen.

So drücken die Statistiker heute wenigstens die unbezahlte Arbeit als wirtschaftlich bedeutenden Faktor behelfsmässig in geldwerten Zahlen aus. Kürzlich veröffentlichte Daten deuten darauf hin, dass der Wert der unbezahlten Haushaltsarbeit in der Schweiz 2013 gut 400

Milliarden Franken ausmache, dahinter steckten 1277 Arbeitsstunden pro Person.

Diese Geldsumme wird zwar nicht gerade direkt zum BIP von 635 Milliarden Franken hinzugerechnet, aber doch danebengestellt, um zu veranschaulichen, dass die gesamte Leistung der Menschen und Firmen eigentlich bei weit über 1000 Milliarden Franken liege. Seit 2012/13 bezieht man auch den Drogenkonsum und die Prostitution in die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung der Schweiz ein. Diese beiden Posten erhöhten den Konsum der privaten

Haushalte um jährlich rund 4,5 Milliarden Franken, wodurch das BIP um 0,7 Prozent gehoben wurde. Dem Konsum von Drogen allein wird ein BIP-Plus von 0,2 Prozent zugeschrieben, Handel und Produktion von Drogen wurden dagegen nicht berücksichtigt, da es laut Bund keine verlässlichen Daten dazu gebe.

Forschung als Investition

In der Schweiz vollzog man sodann im letzten Herbst einen grossen Revisionschritt mit der Anpassung der hiesigen volkswirtschaftlichen



Unbezahlte Arbeit als bedeutender Faktor.

Gesamtrechnung an das Europäische System Volkswirtschaftlicher Gesamtrechnungen (ES-VG) 2010, das seinerseits auf dem Uno-Rahmen von 2008 beruht. Ab September 2014 – vorgegeben durch bilaterale Verträge – gilt somit auch für die Schweiz ein neues Regime und ein um 5 bis 6 Prozent grösseres BIP zeigt.

Neu ist etwa, dass Forschung und Entwicklung nicht mehr einfach als Kosten «geschluckt» werden, sondern als Investitionen betrachtet und wie Vermögen dann über die Zeit hinweg abgeschrieben werden. Damit dehnt die Forschungs- und Entwicklungstätigkeit der Unternehmen das BIP gegen-

Steuereinnahmen und Staatsausgaben als Anteil am BIP sehen auf einen Schlag besser aus.

über früher um etwa 3 Prozent aus. Die Wachstumsrate des BIP dagegen soll laut den Statistikern etwa konstant bleiben. Die USA praktizieren dies seit langem, was einen Teil ihres Wachstumsvorsprungs erklärt. Des Weiteren werden Militärausgaben ebenfalls zu Investitionen gemacht, die mit der Nutzung abzuschreiben sind, ebenfalls mit BIP-anregender Wirkung.

Was bringen die Ergänzungen? Offizielles Ziel ist es, dass die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung alle wirtschaftlichen Aktivitäten eines Landes so vollständig wie möglich abbildet. Es sind allerdings die Eigeninteressen staatlicher Stellen im Auge zu behalten. Auch wenn die Wirkungen auf den Ausweis der Wachstumsrate des BIP bescheiden sein mag, so dürfte eine leichte Beschleunigung doch allen willkommen sein – nicht zuletzt, weil die letzten Jahre, die Zeit der grossen Zuwanderung, vom Pro-Kopf-Wachstum her dann ein wenig besser aussehen dürften als bisher.

Spielraum für neue Expansion

Und selbst wenn es primär eine Parallelverschiebung der BIP-Kurve nach oben geben sollte – Staatsstellen kann dies nur willkommen sein. Steuereinnahmen und Staatsausgaben als Anteil am BIP sehen auf einen Schlag besser aus und versprechen Spielraum für neue Expansion. Auch Zahlen zu öffentlicher Verschuldung, zu Entwicklungshilfe oder zu Forschungsbudgets «verschlanken sich» plötzlich und machen Appetit auf mehr. Aus dieser Sicht ist auch verständlich, dass man Bildung ebenfalls gerne als Investition behandeln würde und dass vielen Verwaltungsstellen eine Berücksichtigung von Wohlfahrtskennzahlen zu Umweltqualität, Gesundheit oder Work-Life-Balance willkommen wäre. Die Frage ist einfach, ob man es dem Staat wirklich gestatten will, von einem scheinbaren Wachstum des BIP auf derartige Weise zu profitieren. ○

Schranken der Vernunft

Weltfremde Humanisten fordern die Öffnung der Grenzen für alle Menschen. Das ist keine Lösung. Plädoyer für eine klar konzipierte Einwanderungs-, Flüchtlings- und Asylpolitik. Von Gerd Habermann

Gibt es ein Naturrecht, sich uneingeschränkt auf fremdem Eigentum (sei es privat, sei es kollektiv) niederzulassen? Es gab früher fast herrenlose Länder, die man besiedeln konnte – aber heute haben konkurrierende Gruppen und politische Gemeinschaften die Welt aufgeteilt. Es gibt kaum einen Flecken mehr, der nicht jemandem gehörte. Es gibt dabei nicht nur, einem unhistorischen Atomismus entsprechend, das Individuum und die Menschheit, sondern die Menschheit ist in konkurrierende Solidargemeinschaften, Völker, gegliedert.

Während der Freihandel von Gütern und Diensten, da zu gegenseitigem Vorteil, Frieden stiftet, führt unbegrenzte Masseneinwanderung in schon gegebene Solidargemeinschaften auf fremdem Territorium regelmässig zu Konflikten und Kriegen, namentlich bei kultureller, speziell sprachlicher und religiöser Diversität. Die betroffene eingessene Bevölkerung fühlt sich eben – trotz allen Beschwörungen von Chance, Vielfalt und Bunteit – natürlicherweise in ihrem Anspruch auf

Grenzen müssen, wo nicht vollkommen «offen», so doch «durchlässig» sein.

abgrenzbare Identität und territoriales Eigentum bedroht. Sozialkapital in Gestalt einer gemeinsamen Identität, beispielsweise Sprache und Sitten, erleichtert ja das gegenseitige Vertrauen und stärkt die Kooperation, während zu grosse Diversität beides vermindert. Ein Blick auf die Geschichte und auf derzeitige tägliche Erfahrungen bestätigt diese Annahmen, während man sich fragen muss, woher utopische Humanisten ihren Optimismus nehmen.

Es ist darum nicht nur nützlich, sondern verantwortungsethisch geboten, die Einwanderung zu steuern, das heisst, diejenigen zu begünstigen, die man wegen ihrer ökonomischen und kulturellen Qualität sowie ihrer Anpassungsfähigkeit und -bereitschaft gern dabei hätte – und die anderen auszuschliessen. So haben es einst die preussischen Könige gemacht, so tun es heute die meisten Einwanderungsländer (Australien, Neuseeland, Kanada et cetera). Namentlich angesichts des ernster werdenden demografischen Problems wird Deutschland wohl zunehmend seine Türe für die Willkommenen offen halten müssen, ob-

wohl die Lösung dieses existenziellen Problems auf längere Sicht nur durch mehr Kinder zu erreichen ist – jedenfalls dann, wenn man auf den Weiterbestand einer deutschen und darüber hinaus westlich-europäischen Kultur Wert legt.

Indes setzt der ausgeuferte Versorgungsstaat schon nur im Rahmen der EU-Freizügigkeit falsche Anreize: Die eher wenig ehrgeizigen Menschen werden (wegen der lockenden Transfers) angezogen, die Qualifizierten (wegen der hohen Abgabenlast) abgestossen. Sofern man in den ärmeren Ländern aktive Anwerbepolitik um die Besten betreibt, könnte es diese Länder weiter schwächen und den Werbenden den Vorwurf des Neokolonialismus eintragen. Besser: Jedes Land wird auf seine Weise durch Markt und Handel wohlhabend. Die Globalisierung scheint auf lange Sicht diesen Zustand herbeizuführen. Massenbewegungen zwischen den Ländern ebbend dann von selber ab.

Kriterien der nationalen «Klubs»

Neben dieser Art gesteuerter Einwanderung gibt es noch das Problem der Flüchtlinge und der Asylbewerber. Auch hier bestimmt sich eine Grenze durch das, was man Absorptionsquote nennen kann. Selbst das reichste Land ist nicht dazu in der Lage, alle Verfolgten oder Verarmten der Erde bei sich aufzunehmen. Auch hier setzt Verantwortungsethik einer utopischen Humanität Grenzen. Man wird auch hier kontingentieren und den Flüchtlingen zwar humanitäre Aufenthaltsrechte, aber nicht in jedem Fall auch Bleiberechte auf Dauer gewähren können, sondern muss darauf hoffen, dass die politische Lage bald eine Rückkehr in die Heimat erlaubt.

Grenzen müssen, wo nicht vollkommen «offen», so doch «durchlässig» sein, ein liberales Recht auf Auswanderung und Reisefreiheit gilt unbedingt, aber eine Einwanderung nur nach Kriterien, welche die aufnehmenden nationalen «Klubs» für gut befinden.

Gerd Habermann ist Vorstandsvorsitzender der Friedrich-A.-von-Hayek-Stiftung und lehrt als Honorarprofessor für Ökonomie und Philosophie des Wohlfahrtsstaates an der Universität Potsdam.

Achtung, Grenzgänger

Es fahren immer mehr Personen aus dem benachbarten Ausland zur Arbeit in die Schweiz. Im Tessin kommt mittlerweile jeder vierte Arbeitnehmer aus Italien. Auch in Genf und im Jura ist ein harter Verdrängungskampf im Gange. Nun regt sich Widerstand.

Von Hubert Mooser und Wieslaw Smetek (Illustration)

Es sind immer die gleichen Bilder: Zweimal täglich bilden sich beim Grenzübertritt in Chiasso gewaltige Autoschlangen. «Chiasso ist das Haupteinfallstor für die italienischen Grenzgänger», sagt Sergio Savoia, der Chefideologe der Tessiner Grünen. Man könne jedoch auch in Stabio oder Brissago kilometerlange Kolonnen von Verzweifelten beobachten, wie Savoia die Grenzgänger zuweilen beschreibt, die Tag für Tag und für rund 1500 Franken im Monat ins Tessin zur Arbeit fahren.

Savoia hat die Tessiner Grünen zu einer populistischen Partei umgeformt, die sich den Kampf gegen die Folgen der Personenfreizügigkeit auf die Fahnen geschrieben hat. Im Tessin ist er für viele eine Art Robin Hood. Die Co-Präsidentin der Grünen Schweiz Regula Rytz hat dagegen weniger Freude an Savoia. Sie will für Grenzgänger und Zuwanderer die Türen weit aufsperrn. Savoia hält im Tessin fest dagegen. Er hat Anfang Jahr sogar ein Buch zur Personenfreizügigkeit veröffentlicht: «La grande bugia» (Die grosse Lüge). Darin beschreibt Savoia minutiös, was Behörden und Politiker den Stimmbürgern zur Personenfreizügigkeit verschwiegen haben. «Im Tessin hatten wir immer Grenzgänger», sagt er. «Aber als 2002 die Personenfreizügigkeit eingeführt wurde, konnten die Tessiner Unternehmen so viele Grenzgänger anstellen, wie sie wollten. Und das haben sie auch getan.» Sein Fazit: Die Personenfreizügigkeit habe dem Tessin nicht mehr Wohlstand gebracht, sondern mehr soziales Elend – weil es zum Beispiel mehr Arbeitslose gibt. Daran wird sich auch in Zukunft wohl nicht sehr viel ändern.

Spuhler: 40 Prozent Grenzgänger

Erst vor wenigen Tagen meldete das Bundesamt für Statistik in Neuenburg, dass die Zahl Grenzgänger auch 2014 gestiegen sei. Das Wachstum habe sich leicht abgeschwächt, 3,1 Prozent mehr Grenzgänger seien in der Schweiz tätig gewesen. Im Jahr davor habe der Zuwachs noch 3,8 Prozent betragen. Aber das lindert im Tessin und in der Westschweiz das weitverbreitete Gefühl nicht, von den Grenzgängern verdrängt zu werden. Für Deutsche, Franzosen und Italiener ist die Schweiz ungebrochen attraktiv, entsprechend hoch ist der Zulauf an Arbeitskräften aus dem angrenzenden Ausland. Ende 2004 fuhren täglich 173 783

Grenzgänger in die Schweiz zur Arbeit. Ende 2014 waren es bereits 287 145. Das ist ein Segen und ein Fluch zugleich, denn nicht alle Regionen verkraften die ausländische Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt gleich gut. In der Ostschweiz zum Beispiel ist man auf die Deutschen und Österreicher angewiesen, die über die Grenzen zur Arbeit pendeln. Das Werk in Altenrhein von alt Nationalrat Peter Spuhler (SVP) stünde ohne Grenzgänger auf verlorenem Posten. Über 40 Prozent der Belegschaft seien Grenzgänger, vertraute Spuhler einmal

Fast 62 000 Grenzgänger aus der Lombardei brechen jeden Tag über das Tessin herein.

einer Regionalzeitung an. Die Tessiner Realität indes sieht komplett anders aus. Fast 62 000 Grenzgänger aus der Lombardei brechen jeden Tag über den Kanton herein, über 25 000 mehr als vor zehn Jahren. Jeder vierte Arbeitnehmer im Tessin kommt inzwischen aus dem benachbarten Ausland.

Sergio Savoia hat eine Erklärung dafür: «Das Durchschnittseinkommen in der Lombardei beträgt 1550 Franken im Monat. Die Armutsgrenze in der Schweiz liegt bei 2500 Franken.» Viele Italiener stünden deshalb für einen Job im Tessin Schlange – und zu einem Lohn, der Tessinern nicht einmal für Miete und Krankenkasse reichen würde.

Ein paar hundert Kilometer weiter westlich, am Ende des Genfersees: Auch hier wächst das Unbehagen über die täglich einfallenden Grenzgängerbrigaden. Aus den französischen Departementen Haute-Savoie und Ain fahren täglich 71 000 Personen zur Arbeit nach Genf – über 30 000 mehr als noch vor zehn Jahren. Im Nachbarkanton Waadt hat sich die Zahl der Grenzgänger in der gleichen Zeitspanne von rund 12 000 auf über 25 000 mehr als verdoppelt. In den Kantonen Neuenburg und Jura ist die Situation ähnlich, wenn auch auf einem tieferen Niveau als im Tessin, in Genf und in der Waadt. Selbst im Kanton Zürich sind heute doppelt so viele Grenzgänger tätig wie noch im Jahr 2004. Was den Fakten zusätzliche Brisanz verleiht: In der Westschweiz und im Tessin ist nicht bloss die Zahl der Grenzgänger, sondern auch diejenige der



Viele Tessiner stehen bei der Jobsuche in Konkurrenz

Arbeitslosen für Schweizer Verhältnisse ungewöhnlich hoch.

In Genf zerbrechen sich Experten den Kopf darüber, ob es einen Zusammenhang gibt zwischen steigenden Grenzgängerzahlen und hoher Arbeitslosigkeit. Politisch hat die Anti-Grenzgänger-Partei Mouvement Citoyens Genevois (MCG) von dieser Situation profitiert. Die Partei gewinnt mit dem Thema



mit der Lombardei, einer Region mit fast zehn Millionen Einwohnern.

Grenzgänger seit 2011 eine Wahl nach der anderen und ist inzwischen zweitstärkste politische Kraft im Genfer Kantonsparlament. 2013 wählten die Stimmbürger den früheren Nationalrat Mauro Poggia in die Genfer Kantonsregierung. Der MCG-Politiker übernahm das Wirtschaftsdepartement. Kaum im Amt, machte Poggia folgende Feststellung: Die Kontrollen der Arbeitsbedingungen in

Genf waren in der Vergangenheit lasch. Und auf dem Arbeitsmarkt findet sehr wohl ein subtiler Verdrängungskampf statt. «Die Betriebe stellen erfahrene Fachkräfte aus Grenzregionen an», sagt Poggia. «Die Anstellungsbedingungen entsprechen aber jenen von inländischen Berufseinsteigern.»

Grenzgänger arbeiteten in Jobs, für die man im Inland kein Personal finde, pflegen Patrons

und Wirtschaftsverbände zu antworten. Und dass sie hauptsächlich Stellen besetzten, die neu geschaffen worden seien.

Sergio Savoia widerspricht: «Das ist vielleicht in der Deutschschweiz so, nicht aber im Tessin», sagt er. «Hier gibt es seit Jahren einen Verdrängungseffekt.» Und all jenen, die das nicht glauben wollen, reibt er die Statistik unter die Nase. Zwischen 2002 und 2014 seien im Tessin 25 000 neue Arbeitsplätze entstanden. Die Zahl der Grenzgänger sei seit 2002 um 35 000 gestiegen. Mit anderen Worten: Die Zahl der Grenzgänger wuchs viel stärker als das Tessiner Stellenangebot. Die bittere Realität für viele Tessiner: Sie stehen bei der Suche nach Jobs in Konkurrenz mit der Lombardei, einer Region mit fast zehn Millionen Einwohnern. «Und der Grossteil dieser Leute ist gleich gut qualifiziert», sagt Savoia. Nur schon im Umkreis von fünfzig Kilometern um Mendrisio leben sechs Millionen Menschen. Hier arbeitet auch CVP-Nationalrat Marco Romano. Der Jungpolitiker spricht von einer fatalen Spirale. «Viele Personalchefs in den Unternehmen sind heute Italiener. Brauchen sie Personal, holen sie ihre eigenen Landsleute.» Seit der Aufhebung des Euro-Mindestkurses sei es für Italiener noch interessanter, im Tessin zu arbeiten.

Eine weitere Spielart des Phänomens macht sich in der Südschweiz ausserdem breit. Allein im Mendrisiotto hätten sich im letzten Jahr fast fünfzig neue italienische Baufirmen niedergelassen. «Die meisten sind Briefkastenfirmen», sagt Romano. Sie dienen nur dem einen Zweck: der Akquisition von Aufträgen. Ist die Arbeit an Land gezogen, brausen sie mit billigen Arbeitskräften aus Italien heran.

Aufgeheizte Stimmung in Genf

Freilich ist es nicht so, dass man im Tessin und in der Romandie ganz auf Grenzgänger verzichten könnte. «40 000 müssten jedoch die obere Grenze sein», sagt CVP-Politiker Romano. Auch Staatsrat Poggia in Genf muss zugeben: «Ohne Grenzgänger müssten wir in Genf Spitäler schliessen.» Aber spätestens hier hört dann für Poggia der Spass auf. Die Stimmung in Genf ist aufgeheizt: Vor einigen Wochen liess der MCG-Mitbegründer und Gemeinderat von Onex Eric Stauffer Plakate mit dem provokativen Spruch aufhängen: «Commune zéro frontalière», also «Gemeinde mit null Grenzgängern». Die Provokation war sogar im fernen Paris ein Aufreger, wie Nationalratspräsident Stéphane Rossini (SP) bei einem Treffen mit Vertretern der Nationalversammlung konstatierte. «Sie waren sehr irritiert über die Kampagne in Genf gegen französische Grenzgänger», fand Rossini. Wenn die Schweiz mit Frankreich auch in Zukunft offene Fragen klären wolle, seien Kampagnen gegen französische Grenzgänger nicht unbedingt die besten Voraussetzungen dafür,

hätten die Franzosen gesagt. Poggia nimmt die Kritik gelassen. «Endlich merken sie, dass es uns gibt und dass wir unsere Zuwanderungspolitik selber steuern wollen.»

So dachten wohl viele Stimmbürger in Grenzkantonen, als sie bei der Abstimmung am 9. Februar 2014 über die Masseneinwanderungsinitiative der SVP ein Ja in die Urne legten. Das Tessin nahm dieses Volksbegehren haushoch an und gab den Ausschlag dafür, dass die Initiative siegreich war.

«Bundesrat, hilf uns!»

Zuerst schien es, als habe Bern das Signal verstanden. Ein Bundesrat nach dem anderen reiste in die Südschweiz. Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) eröffnete den Reigen Ende Februar. Sie musste Pfiffe über sich ergehen lassen, sie versprach jedoch, ein für den Südkanton vorteilhafteres Grenzgängerabkommen mit Italien auszuhandeln. Mitte Juni eilte Migrationsministerin Simonetta Sommaruga ins Tessin. Zuerst bat sie um Verständnis. Die Umsetzung des neuen Verfassungsartikels über die Zuwanderung brauche noch etwas Zeit. Sommaruga plädierte für Sofortmassnahmen, um die im Tessin domizilierten Arbeitskräfte «aufzuwerten». Firmen sollten mit Anreizen dazu gebracht werden, heimische Arbeitswillige zu bevorzugen. Sommaruga hielt auch strengere Arbeitsmarktkontrollen für sinnvoll. Im August reiste der gesamte Bundesrat ins Tessin, um sich die Sorgen und Nöte der Bevölkerung vor Ort anzuhören. Zaungäste streckten dabei ein Plakat in die Höhe: «Bundesrat, hilf uns!»

Im Oktober reiste der Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann noch einmal ins Tessin: Er wollte sich ein Bild machen über die Effizienz der Kontrollen gegen Lohndumping. Nationalrat Marco Romano sagt: «Sie haben sich die Mühe genommen und sind ins Tessin gekommen.» Das müsse man ihnen als einen Pluspunkt anrechnen. Aber viel passiert sei seither nicht. Simonetta Sommaruga hat ihre Vorschläge zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative inzwischen vorgestellt. Auch die Grenzgänger sollen bei der Festlegung der Kontingente berücksichtigt werden. Ob das jemals umgesetzt wird, steht in den Sternen.

Fassungslos beobachtet der Grüne Sergio Savoia, wie politische Parteien mit Milliarden zusammenspannen, um die Stimmbürger unter dem Titel «Vorteil Schweiz» noch einmal über die Zuwanderung abstimmen zu lassen. Auch alt Bundesrat Pascal Couchepin (FDP) regt in Interviews eine neue Abstimmung an. Es müsse über das künftige bilaterale Verhältnis zur EU abgestimmt werden, sagte er dem Westschweizer Nachrichtenmagazin *L'Hebdo*. Jetzt erdreistet sich sogar der hochrangige EU-Diplomat Maciej Popowski, von der Schweiz eine neue Abstimmung einzufordern. «Wenn

man in Brüssel etwas erreichen will, muss man Rückgrat zeigen und nicht auf den Knien anrutschen», findet Sergio Savoia.

Und was ist mit den anderen Versprechungen? Die Tessiner Staatsrätin Laura Sadis (FDP) war aktiv in der Arbeitsgruppe von Seco-Staatssekretärin Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch. Diese Arbeitsgruppe erarbeitete punktuelle und technische Verbesserungen der flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit. Der Bundesrat hat am 1. April beschlossen, nur eine einzige Massnahme umzusetzen und den Rest der Vorschläge zu sistieren. Gross war die Enttäuschung bei der Tessiner Regierung. Das war nicht die Antwort, die man aus Bern nach den vielen Auftritten der Bundesräte in der Südschweiz erwartet hatte. Widmer-Schlumpf

«Wenn man in Brüssel etwas erreichen will, muss man nicht auf den Knien anrutschen.»

hat dagegen Wort gehalten. Sie hat den Streit mit Italien beendet und eine für das Tessin günstige Lösung bei der Besteuerung der Grenzgänger durchgesetzt. Die Grenzgänger zahlen in Zukunft höhere Steuern, weil sie in Italien und der Schweiz zur Kasse gebeten werden. Und der Kanton Tessin muss weniger Quellensteuer nach Italien abführen. Das werde den Druck auf den Arbeitsmarkt im Kanton Tessin aber kaum signifikant verringern, meint der Tessiner Regierungsvertreter in Bern, Jörg De Bernardi. Das Abkommen hat ausserdem noch eine andere Schwachstelle. Italien wird die Besteuerung der Grenzgänger nicht sofort einführen, sondern hat sich eine Übergangszeit ausbedungen. Die Dauer dieser Übergangszeit muss erst noch ausgehandelt werden.

Verkehrschao total

Längst sind die Grenzgänger aber auch verkehrspolitisch ein Sorgenkind. In Genf zum Beispiel ist das Verkehrschao total, wenn 71 000 Grenzgänger ein- und ausreisen. Der aktuelle Genfer Verkehrsminister, der frühere CVP-Nationalrat Luc Barthassat, wird wegen der vielen motorisierten Grenzgänger von Genfer Bürgern auf Facebook hart bedrängt. Und die Begeisterung für die bilateralen Verträge lässt auch in der Romandie spürbar nach. Das zeigen die letzten Umfragen, in denen die Zustimmung nicht mehr ganz so hoch ausfiel wie auch schon.

In der Deutschschweiz ist die Begeisterung für die Personenfreizügigkeit traditionell weniger gross. Die Grenzgänger sind dagegen noch kein Thema. «Es hat hier auch viel weniger als im Tessin», sagt der Schaffhauser Ständerat Thomas Minder. Er selber beschäftigt in seinem Unternehmen nach eigenen Angaben keinen einzigen Grenzgänger. Dabei sind die Zahlen auch in der Deutschschweiz stark

gestiegen. Eine Gemeinde, in der seit je viele Grenzgänger arbeiten, ist Kloten – wegen des Flughafens. «Der Markt hat die zusätzlichen Arbeitskräfte aus dem Grenzgebiet bisher problemlos aufnehmen können», sagt Stadtpräsident René Huber (SVP). Ob dies auch in Zukunft der Fall sein werde, sei aber eine andere Geschichte. Wird sich in Deutschschweizer Kantonen in einigen Jahren das gleiche Drama abspielen wie im Tessin? In einzelnen Zürcher Agglomerationsgemeinden gibt es Anzeichen dafür.

In Opfikon zum Beispiel hat die Zahl der Grenzgänger in den vergangenen Jahren markant zugenommen. Die Arbeitslosenquote beträgt hier gegen 6 Prozent. Auch in Wallisellen arbeiten mehr Grenzgänger. Auch hier ist die Arbeitslosenquote hoch. SVP-Kantonalpräsident und Nationalrat Alfred Heer will vorsorgen: Er bereitet einen Vorstoss vor, gemäss dem Verwaltung und öffentliche Einrichtungen in Zukunft nur noch in der Schweiz wohnende Personen beschäftigen sollen. Er höre immer wieder von Geschichten, laut denen man ältere inländische Arbeitnehmer durch billigere und jüngere Ausländer ersetze, sagt Heer.

Standortmarketing nach unten

Basel-Stadt wiederum hat zwar viele Grenzgänger, aber kein Problem damit. Anders als im Tessin oder in Genf sind die Zahlen hier in den vergangenen zehn Jahren auch nicht explodiert. «Viele aus dem Elsass oder aus Baden-Württemberg machen sogar ihre Lehre oder eine sonstige Ausbildung in Basel», sagt SP-Ständerätin Anita Fetz. Basel sei das Zentrum der Region. Die Kontrollen gegen Lohndumping seien seit Jahren hart. Und Basel betreibe kein Standortmarketing nach unten. Es gehöre zum politischen Konsens, nur Firmen mit hoher Wertschöpfung anzusiedeln.

Man könne Basel oder die Ostschweiz nicht mit dem Tessin vergleichen, findet Grünen-Politiker Sergio Savoia. Basel und die Ostschweiz seien nicht von einer Region umgeben, wo es viele Arbeitslose gebe und die Wirtschaft kränkle. Mit Baden-Württemberg und Bayern grenzten im Norden die zwei wirtschaftlich erfolgreichsten Bundesländer an die Schweiz. Baden-Württemberg zählt zu den innovativsten Regionen Westeuropas.

Auch die Lombardei gehörte bis 2006 zu den produktivsten Regionen Europas. Die Arbeitslosigkeit war vergleichbar mit der Schweiz. Die Situation hat sich seither drastisch verändert. 2010 kletterte die Arbeitslosigkeit auf fast 8 Prozent. Das erhöhte den Druck auf den Tessiner Arbeitsmarkt. Das Tessin wird sich wohl auch in Zukunft auf lange Kolonnen von Verzweifelten einstellen müssen, die für 1500 Franken pro Monat aus der Lombardei in die Südschweiz pendeln. ○

Auf dem mystischen Mekong

mit der luxuriösen RV Mekong Prestige II ☀☀☀☀+

Es het solangs het
Rabatt*
Fr. 1000.-
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs



Siem Reap–Angkor Wat–Phnom Penh–Saigon

15 Tage ab Fr. 5290.- (Rabatt Fr. 1000.- abgezogen)

- Neues Schiff auf dem Mekong für nur max. 64 Gäste
- Luxuriöse Kabinen mit Privatbalkon
- Faszinierendes Kambodscha und Vietnam

- 1. Tag Schweiz–Bangkok–Siem Reap** Flug von Zürich via Bangkok nach Siem Reap.
- 2. Tag Siem Reap** Stadtbesichtigung. Transfer zum Hotel.
- 3. Tag Siem Reap (Angkor Wat)** Besichtigung in Angkor Wat, eine der grössten Tempelanlagen der Welt (UNESCO-Weltkulturerbe). Besuch des Banteay Srei Tempels. Besichtigung Tempelkomplex Angkor Wat am Nachmittag.
- 4. Tag Siem Reap** Zweiter Teil der Besichtigungstour in Angkor Wat. Freie Zeit am Nachmittag.
- 5. Tag Einschiffung** Morgens Transfer zum Schiff. Bei niedrigem Wasserstand Fahrt mit dem Bus um den riesigen Tonlé Sap See (dieser ist nur bei genügend Wasser mit der RV Mekong Prestige II befahrbar) nach Prek K'dam. Einschiffung auf Ihr Hotelschiff und «Leinen los!».
- 6. Tag Kampong Chhnang–Oudong** Bootsausflug nach Kampong Chhnang. Schifffahrt nach Kampong Tralach. Busausflug nach Oudong. Besuch des buddhistischen Klosters.
- 7. Tag Chong Koh–Phnom Penh** Rundgang durch das Seidenwebereidorf Chong Koh. Weiterfahrt nach Phnom Penh.
- 8. Tag Phnom Penh** Stadtrundfahrt. Besuch Nationalmuseum, Königspalast, Silberpagode und Völkermordmuseum.
- 9. Tag Phnom Penh–Grenze** Flusstag. Abfahrt in Richtung Grenze. Zoll- und Passkontrolle an der vietnamesischen Grenze. Anschliessend Weiterfahrt.
- 10. Tag Tan Chau** Am Morgen Ankunft in Tan Chau. Besichtigung einer Fischfarm und einer Seidenweberei.
- 11. Tag Sadeq–Cai Be** Ausflug nach Sadeq. Besichtigung des alten Hauses von Huynh Thuy Le «The Lovers Museum»,

lokalen Märkten, Pagoden und dem Fujian Tempel. Weiterfahrt nach Cai Be. Besuch der französischen Kathedrale sowie einer Süssigkeiten- und Reispapierfabrik.

12. Tag My Tho–Saigon Ausschiffung und Bustransfer zum Hotel in Saigon. Stadtrundfahrt in Saigon mit Besichtigung des Palastes der Einheit und der prachtvollen Hauptpost.

13. Tag Saigon Ausflug zu den «Cu Chi Tunnels».

14. Tag Saigon–Bangkok Freie Zeit am Morgen. Abschiedsmittagessen und Besuch des Künstlerdorfs Ky Long Art. Transfer zum Flughafen. Am Abend Flug nach Bangkok.

15. Tag Bangkok–Zürich Flug zurück in die Schweiz. Ankunft in Zürich am frühen Morgen.

Programmänderungen vorbehalten

RV Mekong Prestige II*****

Topmodernes und elegant eingerichtetes Schiff mit Platz für 64 Gäste. 28 Deluxe-Kabinen (ca. 20 m²) mit Privatbalkon, Sitzgelegenheit, zwei zusammenstellbaren Einzelbetten, Sitzcke mit kleinem Tisch, Badezimmer mit DU/WC, Föhn, Safe und individuell regulierbarer Klimaanlage. Die Junior-Suiten (ca. 25 m²) und die beiden Terrasse-Suiten (ca. 28 m²) sind gleich ausgestattet mit einer grösseren Sitzcke. Das Bad verfügt über eine separate Whirlpool-Badewanne. Im Restaurant lassen sich alle Gäste gleichzeitig mit internationalen und lokalen Speisen verwöhnen. Zur Bordausstattung gehören das teilweise überdachte Sonnendeck mit Liegestühlen und Whirlpool, ein Fitnessraum, ein Spa mit zwei Massagezimmern und eine Lounge-Bar. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

2-Bettkabine Deluxe



Reisedatum 2015 Es het solangs het Rabatt

08.11.–22.11.15 1000

Reisedaten 2016 Es het solangs het Rabatt

03.01.–17.01.16 1000 31.01.–14.02.16 1000

Unsere Leistungen

- Flusskreuzfahrt in gebuchter Kategorie mit Vollpension
- Flüge ab/bis Zürich mit Thai Airways in G-Klasse (Economy) oder anderer IATA Gesellschaft, inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Übernachtungen in 4/5-Sterne-Hotels
- Alle Ausflüge gemäss Programm
- Trinkgelder und lokale Getränke an Bord
- Alle Transfers und Hafentaxen
- Lokale deutschsprachige Reiseleitung
- Thurgau Travel-Reisebegleitung

Nicht inbegriffen: Trinkgelder auf Ausflügen, Importgetränke an Bord, Getränke bei Land- und Verlängerungsprogramm, Visumkosten Vietnam Fr. 130.-, Visumkosten für Kambodscha ca. \$ 30 (vor Ort), Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung von Allianz Global Assistance), Treibstoffzuschläge bleiben vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.- pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Deluxe Hauptdeck	6290
2-Bettkabine Deluxe Oberdeck	6590
Junior-Suite Hauptdeck	6990
Terrasse-Suite Oberdeck	7590
Zuschlag zur Alleinbenutzung Hauptdeck	990
Zuschlag zur Alleinbenutzung Oberdeck	1490
Zuschlag Business Class	auf Anfrage
Verlängerungsprogramm Hanoi/Halong Bay	890
Einzelzuschlag Verlängerungsprogramm	390

Details zu Verlängerungsprogramm Hanoi und Halong Bay siehe Internet oder verlangen Sie den Flyer.

Silberpagode in Pnom Penh



Online navigieren
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Jeannine Büsser
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel ✨

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

Goldene Ohren

Hörgeräte-Pionier Paul Bommer verkaufte seine Firmengruppe für ein Trinkgeld. Heute ist sie 2,2 Milliarden Euro wert.

Von Jürg Ramspeck und Marvin Zilm (Bild)



Der Marktführer von einst ist zum Marktkritiker geworden: Hörakustiker Bommer.

Als Paul Bommer im vergangenen November in der Zeitung die Nachricht las, der Siemens-Konzern habe Siemens Audiology Solutions für 2,15 Milliarden Euro dem schwedischen Wallenberg-Unternehmen EQT Partners verkauft, war ihm lange sehr nachdenklich zumute. Er kam sich vor wie einer, der einen Dachbodenfund, etwa eine «Winterlandschaft in Öl», einst auf dem Flohmarkt verhökert hat – und 28 Jahre später stellt sich heraus, dass es sich um einen echten Rembrandt gehandelt hatte.

In Paul Bommers Fall geht die Sache so, dass er im Jahre 1986 seine Hörgeräte-Firmengruppe Rexton, damals die weltweit grösste ihrer Branche, an Siemens verkaufte – für ein «Trinkgeld», wie er heute sagt. Und nunmehr erweist es sich, dass er leichtsinnig ein Riesenvermögen aus der Hand gegeben hat. Das von Siemens verkaufte Paket bestand zu 70 Prozent aus Bommers Rexton. Rechne!

Dass sich Bommer – bis dato nicht nur der Pionier, sondern auch der erfolgreichste Unternehmer auf dem Hörgerätemarkt – damals überhaupt von seinem Lebenswerk trennte, hatte einerseits «familiäre Gründe». Andererseits war sein Handeln die Folge einer «ausgesprochen unzureichenden Beratung» durch einen St. Galler Hochschulprofessor, die Folge auch einer Expertise, in deren Zahlenbasis letztlich die volle Ahnungslosigkeit über das Potenzial einer noch jungen, von jeglicher Erfahrung unbeleckten Branche zum Ausdruck kam.

Der väterliche Segen

Es ist aber eigentlich nicht verspieltes Kapital, dem Paul Bommer jetzt nachtrauert. Was er braucht, das hat er. Was ihn an der Summe, die die Schweden für den Erwerb der Siemens-Hörgeräteproduktion hinblättern, irritiert,

ist die durch sie offenbar gewordene Unverfrorenheit, mit der die Industrie den natürlichen Hörverlust des alternden Menschen ausbeutet und vergoldet.

Dazu muss man wissen, dass Paul Bommer in einem protestantischen Pfarrhaus aufgewachsen ist. Sein Vater war für ihn lebenslang Vorbild – das Vorbild eines Menschen, der sich für andere Menschen in den Dienst stellt. Selbst als Sohn Paul beschloss, selber nicht auch Pfarrer, sondern Arzt zu werden, war ihm der väterliche Segen gewiss. Aus dem Arzt wurde allerdings nichts. Die innere Stimme sagte ihm, dass er nicht der geduldige Student, sondern der angehende Unternehmer war. Und als er anfang, ganz bescheiden mit Hörgeräten zu handeln, war die väterliche Zustimmung ein weiteres Mal zu erlangen. Schliesslich ist das Hörgerät nichts anderes als ein Produkt, das dem Menschen hilft und dient.

Seiner Herkunft getreu hat sich Paul Bommer denn auch als Unternehmer nicht von dem Gedanken verabschieden können, dass er eine Sache betreibt, deren materieller Aspekt mit der Tatsache in Einklang zu bringen ist, dass sie auf einer naturgegebenen Schwäche beruht, die hemmungslos auszunützen sich aus Gründen der Moral respektive einfach aus Anstand verbietet.

Der Marktführer von einst ist zum Marktkritiker von heute geworden. Bommer wird nicht müde, seine Branche daran zu gemahnen, dass es sich bei ihrem Artikel nicht um ein Luxusprodukt, sondern um eine Gabe zur Erhaltung von Lebensqualität handelt. «Der Materialwert eines Hörgeräts beträgt 50 Franken», hält er fest. «Es für mehr als das Hundertfache zu verkaufen, ist eine Unverschämtheit. Ist Ausbeutung.»

Gewiss, es sind zum Materialwert Kosten für Entwicklung, das Zusammensetzen der drei Teile Mikrofon, Hörer und Chip (meistens zu Billiglöhnen in China), Kosten für Transport, Werbung und Kundenberatung dazuzurechnen. Aber Bommer kommt bei Berücksichtigung aller Faktoren einfach nicht auf Preise von Tausenden von Franken, die Anbieter gegenüber unkundigen Kunden ausreizen. Die vor Jahresfrist unter anderem auch schon dem *K-Tipp* als überaus stossend aufgefallen sind, mit lautem Echo in der Tagespresse.

Abgesehen davon, dass er mit dem Verkauf seiner Rexton-Gruppe theoretisch die Aussicht verloren hat, in den Kreis der reichsten Schweizer aufgenommen zu werden, ist Paul Bommer

mit seinem Leben durchaus zufrieden. Es ist ihm das Verdienst nicht abzuerkennen, einen wesentlichen Beitrag an die Behebung einer Insuffizienz geleistet zu haben, unter der mit zunehmendem Alter eine deutliche Mehrheit der Bevölkerung zu leiden beginnt. Und auch die Leistung, dass es heute nicht mehr als ein peinliches Eingeständnis von Invaldität gilt, sich ein kleines Mikrofon hinters Ohr zu klemmen.

Auftritt Andy Rihs'

Gewiss, das Milliardengeschäft mit Hörgeräten hat in unserem Land ein Mann namens Andy Rihs gemacht. Aber ein bisschen doch auch Paul Bommer: Rihs gründete seine Phonak mit einer Reihe von Mitarbeitern, die er Bommers Rexton abwarb.

Mehr oder weniger durch Zufall auf den Artikel Hörgerät gestossen, begann Paul Bommer in Zürich ein Unternehmen aufzubauen, das rund vierzig Jahre später 3000 Mitarbeiter auf drei Kontinenten – Europa, Nordamerika und Asien – beschäftigte. Er war es auch, der den Grundstein für die professionelle Ausbildung zum Hörakustiker legte, ohne dessen Kenntnis und Erfahrung die individuelle Anpassung einer Hörhilfe Dilettantismus bleibt.

Nun hat aber Bommer 1986, als er seinen eher ungünstigen Handel mit Siemens machte, auch etwas gewonnen: Freiheit, Befreiung von der unternehmerischen Verantwortung

für eine komplexe, in zahlreichen Ländern angesiedelte Firmengruppe, die ihn nötigte, das halbe Jahr in Flugzeugen und Hotels zuzubringen. Nicht zuletzt die Freiheit, seinen Beruf wieder in der schlichten Form auszuüben, in der er ihm zeitlebens am meisten

«Der Materialwert eines Hörgeräts beträgt 50 Franken.»

Befriedigung und Spass eingebracht hat: Menschen, die schlecht hören, in seinem Heim zu empfangen und sie mit der Aussicht, im Schauspielhaus wieder in der 20. Reihe Parkett zu verstehen, was auf der Bühne gesprochen wird, aus demselben zu verabschieden.

Er existiert als Einmannbetrieb an seinem Wohnsitz im Zürcher Albisrieden weiter. Verkauft Hörgeräte, deren oberste Preislimate «faire» 395 Franken sind. Und ist glücklich, wenn sich bei seinem Besucher nach dem Hörtest auf dem Gesicht ein erlösendes Strahlen ausbreitet.

Obwohl es natürlich auch Momente gibt, in denen Bommer nicht ohne ein bisschen Nostalgie an seine aktivsten Jahre denkt. Das hat vor allem mit seiner grossen privaten Leidenschaft zu tun, die durch seine frühere exzessive Reiseerei nachhaltig befördert worden ist: mit seiner

Leidenschaft für den Jazz. Das ist die Musik, die ihn einmal und für immer befallen hat, die Musik, die er in New York, London und Paris in den Klubs erlebte, in denen man damals einem Oscar Peterson, Gene Krupa, Erroll Garner, einer Ella Fitzgerald auf Nahdistanz begegnen konnte. Das hat ihn gepackt und nie mehr losgelassen. Da sass er dann schon einmal an einem Beistelltisch neben einem Japaner, der gleich ihm verzückt der Darbietung lauschte und sich dann beiläufig als ein Herr Akio Morita vorstellte. Zufallsbekanntschaft mit dem Gründer des Weltriesen Sony. Resultat: Danach vertrieb Morita unter dem Label Sony Bommers Geräte in Japan.

Es sind seiner Begeisterung für den Jazz sogar CDs zu verdanken, die Paul Bommer im Überschwang seiner Liebe zur Musik produzierte. So «Anniversary in Paris» mit dem Pianisten Marc Hemmeler, dem langjährigen Begleiter und Weggefährten von Stéphane Grappelli. Eine CD, auf der – quasi als Krönung seiner Hobbykarriere – sogar Soli des Weltklasse-gitarristen Herb Ellis zu hören sind.

Zu hören übrigens bei Bommer ganztags: Radio Swiss Jazz. Und sollte er einmal Schwierigkeiten bekommen, eher entlegene Frequenzen seiner bevorzugten Tonkunst wahrzunehmen, wäre er selber natürlich perfekt dafür ausgerüstet, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. ○



WOLLE KONTROLLE

LASSEN SIE SICH NICHT VON IHRER BLASE KONTROLLIEREN.

Diskreter Schutz bei Harnverlust – speziell für Männer.

Jetzt kostenloses Muster online anfordern!



www.TENAMEN.ch

Rätselhaftes Busenwunder

Dass Kinder heute etwas früher in die Pubertät kommen als noch vor zwanzig Jahren, ist für Fachleute erklärbar. Ungeklärt ist indes, warum immer mehr Mädchen vor der Geschlechtsreife Brüste bekommen. Sind Weichmacher im Plastik schuld? *Von Daniela Niederberger*

Eine Mutter erblickt irritiert die Brüstchen ihrer Neunjährigen, eine andere sieht Zehnjährige, die sich kleiden und geben wie Dreizehnjährige, und beide denken: «Hoppla, die Pubertät kommt immer früher.» Stimmt das?

Tatsächlich sind Jugendliche früher sexuell reif als vor 150 Jahren. Im Vergleich zu damals hat sich die erste Menstruation bei den Mädchen um zwei Jahre nach vorne verschoben – auf ein Alter von 12 bis 13 Jahren. Grund dafür ist der regelmässige Konsum von Fleisch und Fett. Nur ein Körper mit ausreichend Fettgewebe kann mit der Reproduktion beginnen. Dazu kommt das viele Licht: Wir haben heute Strassenlaternen und hell erleuchtete Wohnungen bis spätabends. Hormonexperte Martin Reincke von der Ludwig-Maximilians-Universität in München glaubt, dass die Verstädterung zur frühen Pubertät beigetragen hat: Lärm, Licht, verkürzte Nachtruhe. Das alles sind Stressfaktoren, und Stress, das zeigen Studien, kann die Pubertät verfrüht auslösen. Mädchen, die ohne biologischen Vater aufwachsen, kommen doppelt so häufig früh in die Pubertät als Mädchen aus normalen Verhältnissen. Die genetische Idee dahinter, so vermuten Wissenschaftler: Ist das Leben anstrengend und hart, ist es besser, sich schnell fortzupflanzen. Ähnlich einem kranken Baum, der noch einmal herrlich blüht.

Östrogen, aber nicht von den Eierstöcken

Möglich ist auch, dass hormonähnliche Stoffe im Plastik zur Frühpubertät beitragen. Sie sind als Weichmacher in Schoppenflaschen, Konserven oder im Kassenzettel aus Thermopapier enthalten und können im Wasser, im Essen und im Urin nachgewiesen werden. Sie sind in ihrer Wirkung Hormonen ähnlich, etwa dem weiblichen Sexualhormon Östrogen. Dieses gibt bei den Mädchen das Signal, mit der Pubertät loszulegen. Ausserdem gelangt Östrogen aus der Antibabypille ins Abwasser und später ins Trinkwasser. Was das bewirkt, ist in der Fachwelt umstritten. Professor Urs Zumsteg vom Universitäts-Kinderspital beider Basel spricht von Vermutungen. «Es gibt keine wissenschaftliche Evidenz.»

Mädchen und Jungen sind heute also früher reif. Es ist aber nicht so, dass bald Sechsjährigen Schamhaare wachsen werden, auch wenn aus Amerika regelmässig alarmistische Studien kommen. «Das Alter bei der Menarche geht bei uns seit den siebziger Jahren nicht mehr wesentlich herunter», sagt Zumsteg. In den USA mag das mit der zunehmenden Fettleibigkeit



Der Startschuss zur Pubertät wird im Hirn gegeben.

anders sein. «Übergewichtige Kinder kommen ein halbes bis ein ganzes Jahr früher in die Pubertät», sagt Zumsteg.

In Westeuropa hat sich der Beginn der Pubertät in den letzten Jahren leicht nach vorne verschoben. Dies ergab eine von der Fachwelt als solide bezeichnete Studie aus Dänemark. Anders Juul von der Universität Kopenhagen hat die körperliche Entwicklung von Tausenden Kindern untersucht, und zwar in zwei Zeiträumen: von 1991 bis 1993 und von 2006 bis 2008. Die zweite Gruppe kam im Durchschnitt drei Monate früher in die Pubertät.

Was aber auffiel und für grosses Rätselraten sorgte, war, dass die Brüste in der zweiten Gruppe viel früher zu wachsen begannen – mit knapp zehn Jahren statt mit elf. Und seltsamerweise ohne den sonst damit verbundenen Hormonschub. Der Startschuss zur Pubertät wird im Hirn gegeben. Nervenzellen schütten das Hormon Gonadoliberin aus, und dann ist das wie der Ball, der die Rampe runterrollt und wiederum einen Schalter betätigt: Im Körper wird den Eierstöcken das Signal gegeben, Östrogen zu produzieren.

Nun hatten die untersuchten Mädchen zwar kleine Brüste, aber keine erhöhten Östrogenwerte. Sie waren also nicht in der Pubertät. Die Brust reagierte auf Östrogen, das nicht von den Eierstöcken kam. Doch woher? Östrogen kann

verschiedene Quellen haben. Es kann auch aus dem Fettgewebe stammen. Oder eben aus der Umwelt. Wie Weichmacher auf den Menschen wirken, ist noch wenig untersucht. Eine schwedische Studie von 2013 (Universität Karlstad) zeigte, dass männliche Säuglinge, die im Bauch ihrer Mütter dem Weichmacher Diisononylphthalat ausgesetzt waren – einem Stoff, der in Gummi, Klebstoffen und Farben vorkommt –, veränderte Genitalien hatten.

Auch Tierversuche zeigten, dass einige Stoffe die Pubertät beeinflussen können. Natürlich werden keine Experimente an Menschen gemacht, doch manchmal passiert das unfreiwillig: 1973 frassen Kühe in Michigan Getreide, das mit dem Flammenschutzmittel PBB, einer östrogenähnlichen Chemikalie, verunreinigt war. Weibliche Jungrinder von Müttern, die mit PBB verseuchtes Fleisch assen und PBB-Milch tranken, hatten ihre erste Menstruation bedeutend früher als Gleichaltrige.

Zumsteg behandelt im Kinderspital Basel fünfzig bis achtzig Kinder, die zu früh in die Pubertät kamen. «Das kann eine grosse emotionale Belastung sein», so der Arzt. «Sieht ein neunjähriges Mädchen aus wie dreizehn, wird es oft überschätzt.» Immer häufiger beobachtet er, dass Mädchen Brüste bekommen, obwohl die Blutwerte normal sind. Hier besteht Forschungsbedarf. ○

Wenn Bern will, steht alles still

Langsam, aber sicher kommt der Verkehr auf den Schweizer Autobahnen zum Erliegen. Hauptursache ist das stetige Bevölkerungswachstum. Statt die Engpässe zu beheben, nutzen Politik und Verwaltung die Staus für politische Zwecke. Von Alex Reichmuth

«N 1, du bisch e Strass won i hass,
aber irgendwie han i di gärn,
denn dank dir spar i Ziit, sunscht wär s
cheibe wiit, zum fahre vo Züri uf Bärn.»

Im Gegensatz zu 1983 würde Liedermacher Toni Vescoli heute kaum mehr von Zeitsparen singen. Denn freie Fahrt zwischen Zürich und Bern gibt es längst nicht mehr. Der Autobahnabschnitt ist von Staus geprägt – nicht nur in den Stosszeiten in der Nähe der Agglomerationen, sondern auch in ruhigen Tagesstunden in Regionen, wo nebenan die Kühe grasen. Denn die Hauptschlagader des Schweizer Binnenverkehrs weist über weite Strecken nur vier Spuren auf – etwas, was in anderen Ländern undenkbar wäre.

Noch schlimmer ist die Situation auf dem Autobahnabschnitt Zürich Nord. Egal, ob Werktag oder Sonntag, ob Tag oder Nacht: Zwischen Dietikon und dem Brütiseller Kreuz herrscht fast immer Stau. Denn auch auf der Umfahrung der grössten Agglomeration der Schweiz stehen dem Verkehr teilweise nur vier Fahrspuren zur Verfügung.

Die Bestätigung, dass auf den Schweizer Autobahnen zunehmend Stop-and-go herrscht, kam kurz vor Ostern. Gemäss der Statistik, die Verkehrsministerin Doris Leuthard (CVP) präsentierte, herrschte 2014 auf den Nationalstrassen während 21 509 Stunden Stau – 4,6 Prozent mehr als im Vorjahr. Dabei waren Unfälle und Baustellen nur zum kleinsten Teil die Ursache des Stillstehens. 85 Prozent der Staus (18 395 Stautunden) waren auf Verkehrsüberlastung zurückzuführen. Im Jahr 2009 verursachte hohes Verkehrsaufkommen erst 8000 Stautunden. Innert nur fünf Jahren hat sich dieser Anteil also weit mehr als verdoppelt.

Überraschend ist das nicht. Der Verkehr auf den Autobahnen nimmt stetig zu, letztes Jahr um 1,9 Prozent. Zurückzuführen ist das auf die wirtschaftliche Prosperität, vor allem aber auf das kräftige Bevölkerungswachstum von jährlich rund einem Prozent. In den nächsten Jahren wird sich an diesem Wachstum nicht viel ändern. Ob die angenommene Masseneinwanderungsinitiative wirklich umgesetzt wird und ob die allfälligen Massnahmen wirken, steht in den Sternen. Mit Blick auf die freie Personenfreizügigkeit mit der EU ist die hohe Zuwanderung jedenfalls politisch gewollt. Die Politik wäre somit in der Pflicht, dieser Zuwanderung mit einem forcierten Ausbau der Infrastruktur zu begegnen. Doch

bei den Nationalstrassen erfolgt dies viel zu zögerlich.

Zwar hat der Bund 2008 insgesamt 5,5 Milliarden Franken für die Beseitigungen von Engpässen an den bestehenden Nationalstrassen reserviert. Dass die Ausbaupläne aber angesichts der Verkehrszunahme viel zu gemächlich sind, weiss der Bundesrat. «Markante Verschärfung der Stauproblematik», diagnostizierte er im Februar 2014 in seiner Botschaft zur Engpassbeseitigung im Nationalstrassennetz. Die Regierung schlug zwar vor, rund eine Milliarde Franken des bereitgestellten Geldes schneller als geplant für Kapazitätserweiterungen freizugeben. «Trotzdem werden im Jahr 2030 weiterhin 427 Kilometer Nationalstrassen regelmässig überlastet sein, davon 101 Kilometer sehr stark und weitere 88 Kilometer stark», hielt sie aber fest. Vor allem auf der Nordumfahrung Zürichs würden sich die Kapazitätsprobleme weiter verschärfen – trotz des geplanten Ausbaus auf durchgängig sechs Spuren (inklusive Gubriststunnel).

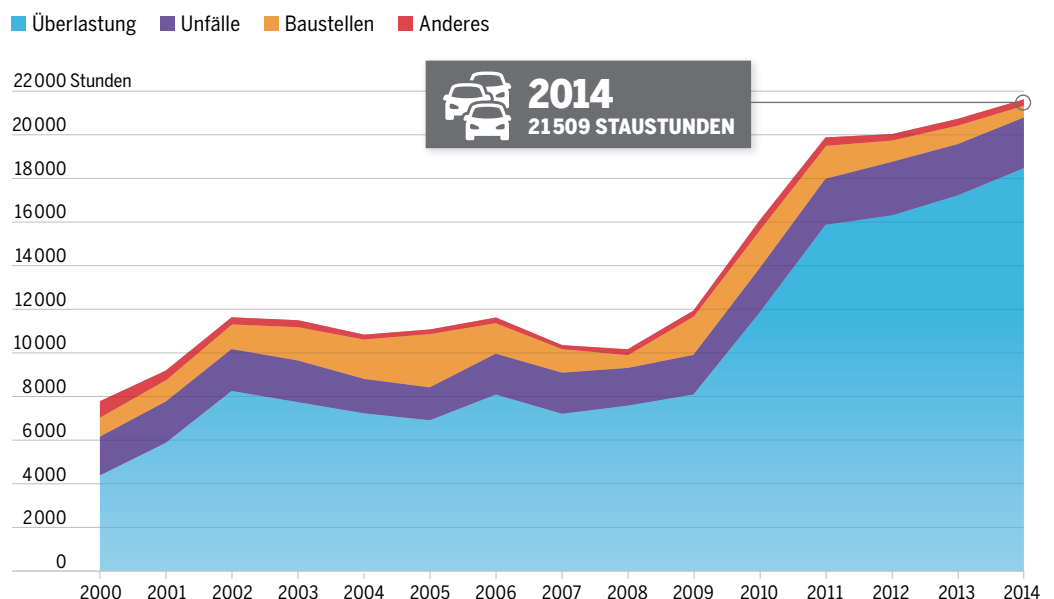
Drohung mit «Scherbenhaufen»

Befremdend ist die Nonchalance, mit welcher der Bundesrat dem sich abzeichnenden Verkehrsinfarkt begegnet. So schrieb er in der Botschaft von 2014 etwa von einer – nach der Erweiterung vor zehn Jahren – «bereits wieder

absehbaren Überlastung des Bareggstunnels» der A 1 bei Baden. Statt zu handeln, plädiert der Bundesrat für Zuwarten – mit dem Argument, «dass eine Erweiterung der Nationalstrasse im Raum Baregg den Druck auf die Nationalstrasse im Einzugsgebiet der Stadt Zürich zusätzlich erhöhen würde und deshalb nicht in Frage kommen kann». Wenn die Probleme auf den Schweizer Strassen also zu gross werden, unternimmt man laut Bundesrat am besten gar nichts.

Seit kurzem macht der Bundesrat die langfristige Behebung von Engpässen auf dem Autobahnnetz von der Schaffung eines Nationalstrassen- und Agglomerationsverkehrsfonds (NAF) abhängig. Damit verbunden ist die Erhöhung der Mineralölsteuer um bis zu 15 Rappen. Für Automobilisten ist es aber ein Affront, stärker zur Kasse gebeten zu werden – fließen doch schon heute jährlich Milliarden ihrer Abgaben in die Bundeskasse statt in die Strasseninfrastruktur. Bundesrätin Leuthard drohte aber bereits, eine allfällige Ablehnung der NAF-Vorlage provoziere «einen Scherbenhaufen» – was wohl so zu verstehen ist, dass Autofahrer mit noch mehr Stillstehen bestraft würden. Man wird den Eindruck nicht los, dass Staus in Bundesbern gar nicht so unerwünscht sind – dienen sie doch wunderbar der Durchsetzung politischer Ziele. ○

Jährliche Stautunden auf Schweizer Nationalstrassen und ihre Ursachen



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STRASSEN

Richtung Verkehrsinfarkt: Staustatistik.



«Ich bin wie ein Geier»: Waffenunternehmer al-Misrati.

Tod aus dem Container

Der libysche Warlord Anwar al-Misrati lebt in einem Container und verdient als Waffenhändler Millionen. Einst demonstrierte er gegen Gaddafi. Heute bekämpft er die Schergen des «angeblichen IS», der ein Produkt des Westens sei. Er träumt von Immobilien in Europa. *Von Kurt Pelda und Ayoub Almadani (Bilder)*

Anwars Schlafzimmer ist ein unaufgeräumter Wohncontainer mit zwei Betten, zwei Regalen, einem Kühlschrank, ein paar Plastikstühlen und einer Munitionskiste. An das Holzregal ist ein Passfoto mit dem Tacker angeheftet. Es zeigt Anwar in jüngeren Jahren, als die Haare noch dunkel waren und der Bart noch voll. Den Schnauz hat er sich abrasiert, so wie das radikale Islamisten gerne tun. Er habe nur noch zwei Ziele im Leben, sagt der 44-Jährige: den Koran auswendig rezitieren zu können und Englisch zu lernen. Englisch liegt ihm am Herzen, weil der verblichene Gewalt herrscher Gaddafi seinen Untertanen verboten hatte, sich die Sprachen der Ungläubigen und Feinde Libyens anzueignen.

Wenn Anwar al-Misrati seinen Container verlässt, schliesst er die Türe vorsichtig mit dem Schlüssel ab. Denn in seinem chaotischen Allerheiligsten bewahrt er oft grosse Geld-

beträge auf, sehr grosse Summen sogar. Soeben fährt ein weisser Pick-up vor und hält vor Anwars Wohnzimmer, einer Holzbaracke mit drei Wänden. Die vierte Wand wird vom Container nebenan gebildet, dem Schlafzimmer. Oben an der Decke hängt ein weisses T-Shirt mit der Aufschrift «I love Mohammed». In der Ecke befindet sich ein ständig plärrender Fernsehapparat, der auf einem gelb-rostigen Fass des Schweizer Spezialitätenchemiekonzerns Sika steht. Das rote Firmenlogo ist schon etwas verblichen.

Die Hauptstadt der Märtyrer

Anwar steht auf, schlurft in weissen Socken über den Teppich der Wohnbaracke und schlüpft kurz vor der Tür in seine blauen Plastikschrappen. Er trägt einen graugrünen Schalwar Kamis, eine weite Pluderhose und darüber ein langes, zu beiden Seiten geschlitz-

tes Hemd, das bis zu den Knien reicht. Noch zu Gaddafis Zeiten reiste Anwar dreimal nach Pakistan und auch nach Afghanistan. Von dort brachte er den Schalwar Kamis mit, die auf dem indischen Subkontinent typische Kleidung. In schwarzer Ausführung oder in Tarnfleck sind Pluderhosen und knielanges Hemd inzwischen auch bei den Terroristen des sogenannten Islamischen Staats en vogue. Gegen die Abendkälte hat sich Anwar eine schwarz-weiße Kapuzenjacke aus Wolle übergestreift, wie man sie traditionell in der libyschen Hafenstadt Misrata trägt, Anwars Wohn- und Geburtsort. Auf dem Kopf sitzt eine Wollmütze in ähnlichem Stil, diesmal aber mit grün-weissem Muster.

Gemächlich schlendert Anwar zum weissen Pick-up vor der Wohnbaracke, öffnet die hintere Seitentür und beginnt, sich Packen aus roten Geldnoten auf den Arm zu stapeln. Sie

sind mit Schnüren zusammengebunden, jedes Bündel ist etwa vierzig Zentimeter hoch. Am Schluss stapeln sich acht rote Pakete auf Anwar Armen. Sie werden rasch im Schlafcontainer eingeschlossen. Nachher erzählt der Warlord, dass es sich um 1,6 Millionen Libysche Dinar handle. Auf dem Schwarzmarkt entspricht das etwa 830 000 Franken und zum offiziellen Wechselkurs der Banken sogar

«Ich bin süchtig nach den Leichen dieser Dreckskerle.»

mehr als 1,1 Millionen Franken. Das Geld ist bestimmt für eine Ladung Munition, die am Abend auf dem Luftweg am Flughafen von Misrata eintreffen soll. Damit will Anwar Milizen aus Misrata versorgen, die südlich der Hauptstadt Tripolis gegen Truppen des Warlords Khalifa Haftar kämpfen. Dieser war vor langer Zeit ein hoher Offizier in Gaddafis Armee, wurde später aber zum entschiedenen Gaddafi-Gegner, der mit dem amerikanischen Geheimdienst CIA zusammenarbeitete und heute vom benachbarten Ägypten und den Vereinigten Arabischen Emiraten unterstützt wird.

«Ich war einer der Ersten, die am 17. Februar 2011 im Stadtzentrum gegen Gaddafi demonstrierten», erinnert sich Anwar in der Wohnbaracke, nachdem er das Geld in seinem Schlafzimmer verstaubt hat. «Der ältere Bruder meines Vaters wurde von Gaddafis Schergen gefoltert. Er verschwand im Gefängnis – für immer. Bis heute wissen wir nicht, was mit ihm geschehen ist. Seitdem hasste meine Familie Gaddafi und dessen Entourage. Ich bin wirklich sehr stolz, aus Misrata zu kommen, dieser Stadt, die während der Revolution am meisten Opfer gebracht hat, der Hauptstadt der libyschen Märtyrer.»

Eine Flagge – zwei Regierungen

Eine Längswand der Wohnbaracke ist mit islamischen Kalligrafien übersät, darunter der sogenannte Thronvers aus der zweiten Koransure. Anwar kennt ihn auswendig: «Gott, es gibt keinen Gott ausser Ihm. [...] Sein Thron umfasst die Himmel und die Erde, und es fällt Ihm nicht schwer, sie zu bewahren.» Anwar ist tiefgläubig, ein Islamist, der nie eine Zigarette in die Hand nimmt, auch wenn die Gäste in seiner Wohnbaracke rauchen wie die Schlote.

Sein Bruder ist der Vorsitzende der Partei für Gerechtigkeit und Aufbau. Es ist die Partei der islamistischen Muslimbrüder, die es in den ersten freien Wahlen nach Gaddafis Tod trotz enormer Finanzhilfe aus dem befreundeten Katar auf gerade einmal zwölf Prozent der Stimmen brachten. Man kann also nicht behaupten, dass die Muslimbrüder überaus populär wären, ausser gerade in Misrata. Doch das kümmert Anwar wenig. Für ihn gibt es nur Allah und die Revolution, und jeder, der Misratas Rolle beim Sturz von Gaddafi geringschätzt, wird als Feind der Revolution abgestempelt und gilt ihm als verkappter Anhänger des irren Diktators.

Das trifft vor allem auf den dubiosen Kriegsfürsten Haftar zu, den Armeechef der mit Misrata rivalisierenden Regierung im östlichen Tobruk. Dabei spielt es keine Rolle, dass Haftar schon einer von Gaddafis Todfeinden war, als Anwar erst gerade einen Flaumbart trug. Haftar schrieb es sich 2014 auf die Fahne, mit den islamistischen Milizen im östlichen Bengasi aufzuräumen, allen voran die Ansar asch-Scharia (Anhänger der Scharia), mit der Anwar und seine Misrata-Milizen lange flirteten. Im Mai letzten Jahres rief Haftar die «Operation Würde» ins



«Sie wollen Chaos säen»: Rebell aus Misrata.

Leben, einen Versuch, die gewalttätigen Islamisten und Terroristen zurückzudrängen. Denn auch wenn diese über wenig Unterstützung im Volk verfügten, so hatten sie doch viele Waffen und Kämpfer. Im Juni 2014 wurde ein neues Parlament gewählt, wobei das Volk den Islamisten – bei allerdings geringer Wahlbeteiligung – erneut eine Abfuhr verpasste. Kein Wunder, dass Anwar und seine Kämpfer das Wahlergebnis nicht respektieren wollten. Für sie war einzig das aus den ersten Wahlen hervorgegangene Parlament legitim, denn dieses hatten sich die Islamisten mit Hilfe der vielen parteilosen Abgeordneten gefügig gemacht.

Kurz nach dem letzten Urnengang starteten die Milizen aus Misrata die «Operation libysche Morgenröte», ein Konkurrenzunterfangen zu Haftars «Operation Würde». Anwar war in leitender Position mit dabei, als die Truppen der «Morgenröte» den internationalen Flughafen von Tripolis stürmten, der bis dahin von Alliierten Haftars gehalten worden war. Persönlich ordnete Anwar an, das Flugfeld mit Grad-Raketen zu beschliessen – mit der Folge, dass ein grosser Teil der zivilen Flugzeugflotte Libyens am Boden zerstört wurde und ausbrannte. Als ihn ein Freund auf diesen immensen Verlust aufmerksam machte, antwortete der Warlord nur: «Das ist doch nicht so schlimm. Wir haben genügend Geld, um eine neue Flotte zu kaufen.»

Seither ist das Schisma perfekt. Das demokratisch gewählte Parlament flüchtete in den Osten nach Tobruk – in die Arme des Warlords Haftar. Die dortige Regierung ist – wie schon ihre Vorgängerin – zwar unfähig, aber immerhin international anerkannt. Der in Tripolis tonangebende und von Islamisten beherrschte Nationalkongress konnte dagegen die meisten in der Hauptstadt ansässigen Institutionen übernehmen. Das Land hat immer noch eine Flagge, eine Währung und eine Zentralbank, aber zwei rivalisierende Regierungen: Tobruk und die «Würde» kontrollieren den grössten Teil des Ostens und Tripolis und die «Morgenröte» grossmehrheitlich den Westen des Landes.

Riesige IS-Flagge

Anwar al-Misrati sitzt am Boden seiner Wohnbaracke und öffnet einen grossen braunen Briefumschlag. Heraus nimmt er ein paar Papierbogen, auf denen die Konterfeis von zum Teil grauenerregend verstümmelten Leichen abgebildet sind. Anwar lacht, zeigt die Fotos seinen Gästen. «Ich bin wie ein Geier», sagt er, «süchtig nach den Leichen dieser Dreckskerle.» Damit meint er die Kämpfer des so-

genannten Islamischen Staats (IS), doch kommt ihm die arabische Abkürzung für IS nur schwer über die Lippen. Lieber spricht er vom «angeblichen IS». Auch wenn Anwar gierig nach ihren Leichen ist, mag er die Ideologie der IS-Kämpfer doch nicht in Bausch und Bogen verurteilen. «Sie führen die Scharia ein und versuchen, einen reinen Islam zu leben, einen Islam, für den unsere Seelen hier in Misrata zu schwach sind», sagt er über die Steinzeitislamisten. Doch dann wiegelt er sofort wieder ab und macht seine Feinde für den Aufstieg des «angeblichen IS» verantwortlich. Die Terroristen seien nichts anderes als willfährige Helfer von



«Operation libysche Morgenröte»: Milizen aus Misrata, Autor Pelda (r.).

Haftar und dessen Hintermännern in Ägypten. Das alles sei ein Komplott des ägyptischen Präsidenten Sisi und des am Nil lebenden Gaddafi-Cousins Ahmed Gaddaf al-Dam, der sich im ägyptischen Fernsehen offen zum IS bekannt habe. «Haftar und die alten Gaddafi-Anhänger tun alles, um unsere Revolution zu diskreditieren und zu torpedieren. Sie wollen Chaos säen und verhindern, dass wir von der <Morgenröte> einen funktionierenden Staat aufbauen. Haftar gibt sich jetzt als der grosse Bekämpfer des Terrorismus, doch wenn es ihm ernst damit wäre, warum bombardieren seine Flugzeuge dann unsere Positionen und nicht die Stellungen des IS in Sirte?»

Sirte – in der Mitte des Landes gelegen, der einzige Ort, wo die Sahara bis zur Mittelmeerküste Afrikas vorgedrungen ist – stellt den Pfer-

«Wenn dein Wille stark ist, kannst du auch einen Mann wie Gaddafi stürzen.»

defuss von Anwars Verschwörungstheorie dar. In der Nähe der kleinen Hafenstadt wurde Gaddafi geboren, und kaum an der Macht, überhäufte er die Stadt und deren Bewohner, von denen viele zu seinem eigenen Stamm gehören, mit milden Gaben, Behörden, Arbeitsplätzen, Krankenhäusern und später auch mit Hotels und einem riesigen Konferenzzentrum. Nach dem Fall von Tripolis versteckte sich Gaddafi zusammen mit seinem Sohn Muatassim in Sirte – bis zum Fluchtversuch vom 20. Oktober 2011, der mit Gaddafis gewaltsamem Tod und der Hinrichtung seines Sohns endete.

Weil die Milizen von Misrata für die Zerstörung von Sirte und Gaddafis Tod massgeblich

verantwortlich waren, hegt die Stadtbevölkerung seither einen schweren Groll gegen die Revolution im Allgemeinen und gegen Misrata im Besonderen. Und so war es kein Zufall, dass sich libysche, tunesische und algerische IS-Dschihadisten und Rückkehrer aus der syrisch-irakischen Kriegszone ausgerechnet in Gaddafis Heimatstadt niederliessen und mit ihrer ideologischen Wühlarbeit begannen. Ihre Schalmeienklänge trafen auf offene Ohren. Kämpfer der islamistischen Miliz Ansar asch-Scharia, die unter anderem für den tödlichen Anschlag auf den US-Botschafter in Libyen von 2012 verantwortlich waren, liefen in Scharen zum IS über. Sirte wurde zu einem Bollwerk des IS in Nordafrika, und manche früheren Gaddafi-Anhänger sahen ihre Chance gekommen, sich endlich an den Misrata-Milizen zu rächen. Es ist darum kein Zufall, dass sich die Dschihadisten nun in Gaddafis Konferenzzentrum am Stadtrand von Sirte verschanzt und dessen Fassade mit einer riesigen IS-Flagge bemalt haben.

Ein profitables Geschäft

Anwar muss nun nicht nur Munition für den Kampf gegen Haftar besorgen, sondern auch für jene Einheiten der «Morgenröte», die versuchen, dem IS Sirte zu entreissen. «Wir haben Kämpfer aus Tunesien, Algerien, Mali, aus dem Niger und dem Sudan getötet oder gefangen genommen», erzählt Anwar, «alles Kämpfer des angeblichen IS.» Für Anwar ist es ein bisschen wie die Ironie des Schicksals: Jetzt muss er Nachschub auf dem internationalen Schwarzmarkt einkaufen, doch lange Zeit exportierte er Waffen und Munition aus Gaddafis Arsenalen nach Syrien, zu den Rebellen, die gegen den dortigen Alleinherrscher Assad

kämpfen. «Ausser Panzern habe ich praktisch alles geliefert, auch schultergestützte Lenk Waffen zur Flugabwehr.» Einmal wurde eines von Anwars Schiffen, die «Lutfallah 2», mit einer Ladung Waffen im Libanon entdeckt und festgehalten. «Wir wollten die Waffen vom Libanon nach Syrien zu den Rebellen schmuggeln, aber am Schluss musste ich die Ladung korrupten libanesischen Armeeeoffizieren zu einem ansehnlichen Preis wieder abkaufen. Wir haben das Material dann über die Türkei

Jetzt würde er gerne diversifizieren, zum Beispiel mit Immobilien in Mitteleuropa.

nach Syrien gebracht. Viele Waffen habe ich auch im Irak, vor allem von kurdischen Händlern, oder von bestechlichen Assad-Offizieren in Syrien selbst gekauft.»

Doch jetzt sind die libyschen Waffenlager nicht mehr so voll wie früher, und der Warlord muss vor allem knapp gewordene Munition und gewisse Ersatzteile importieren. Von woher, will er nicht sagen, aber einiges deutet darauf hin, dass ein Teil aus ehemals sowjetischen Beständen in Transnistrien stammt und ein anderer von Transportmaschinen der sudanesischen Luftwaffe nach Libyen geflogen wird. Neben dem Sudan und Katar unterstützt auch die Türkei Libyens «Morgenröte».

Wie aber ist Anwar überhaupt Waffenhändler geworden? Anfang der neunziger Jahre begann er Feuerwerk zu verkaufen, das er aus Ägypten einfuhrte. Dort lernte er einen Händler kennen, der ihm seine ersten Pistolen andrehte, die Anwar dann mit grossem Gewinn in Misrata abstieß. «Es war ein riskantes, aber auch sehr profitables Geschäft. 1992 wurde ich deswegen verhaftet und wurde von Gaddafis Henkern gefoltert. Sie konnten mir aber nichts nachweisen. Später, nach meinen Reisen nach Pakistan, Afghanistan und Kaschmir, landete ich wieder im Knast. Man verdächtigte mich, Gaddafi stürzen zu wollen. Aber wieder gab es keine Beweise. In Pakistan hatte ich so viele verschiedene Typen von Waffen gesehen wie noch nie zuvor. Ich fühlte mich inspiriert. Wenn dein Wille stark ist, kannst du auch einen Mann wie Gaddafi stürzen. Und als die Revolution kam, setzte ich mein Wissen und meine Verbindungen dafür ein, die Rebellen mit Kriegsmaterial und Essen zu versorgen. Ich war hier in Misrata der Cheflogistiker.»

Die Geschäfte haben sich offenbar auch für ihn persönlich gelohnt. Auch wenn er höchst bescheiden in Container und Baracke lebt, hat er einige Gebäude als Investitionsobjekte in der Stadt erstanden. Jetzt würde er sein Portfolio gerne ein bisschen diversifizieren, zum Beispiel mit dem Kauf von Immobilien in Mitteleuropa. ○

«Auch du, meine Tochter?»

Marine Le Pen, Angela Merkel, Eveline Widmer-Schlumpf: Drei Frauen unterschiedlichster Couleur sind vereint durch eine Tat – Vatermord! Mit dem Akt widerlegen sie das Klischee vom schwachen Geschlecht. Geht es um Macht, geht kein Mann raffinierter und unerbittlicher ans Werk. *Von Urs Gehriger*



«Gefangen in einer Spirale zwischen verbrannter Erde und politischem Selbstmord»: Marine Le Pen mit Vater Jean-Marie.

Sie will nicht mehr, sie hat genug. «Fort mit dir!», donnert die gereizte Blonde, zu gross der Schaden, den er angerichtet, zu heftig fährt er ihr in die Parade. So hat Marine Le Pen schliesslich den Bruch mit Vater Jean-Marie vollzogen, dergestalt, dass man nicht umhinkommt, von «Vatermord» zu reden.

Schon lange schwelt die Fehde zwischen der Präsidentin und dem Gründer des Front national (FN). Es geht um das Image der Partei und deren Etablierung im breiten Volk. Unablässig trampelt der Alte mit feindselig-primitiver Ausfälligkeit nieder, was die Junge mühsam zum Spiessen gebracht hat. «Monsignore Ebola» werde schon noch die Einwanderung aus Afrika «im Handumdrehen beenden», schwärmte Jean-Marie unlängst. Nun hat er wieder mal seinen Stehsatz zum Holocaust aufgesagt, wonach «die Gaskammern nur ein Detail der Geschichte» seien. «Jean-Marie

Le Pen scheint gefangen in einer Spirale zwischen verbrannter Erde und politischem Selbstmord», zetert die Tochter.

Wie also stoppt man einen Mann, der auf Teufels Rücken durchs Land reitet, eine Spur der Verwüstung hinter sich herziehend, anders als durch Exekution?

«Urverbrechen der Menschheit»

Es ist das älteste Grundmuster der Geschichte und fast so alt wie die Menschheit selbst: Zwei engst Verbundene können sich eines Tages aus irgendeinem Grund nicht mehr leiden. Meistens sind es Männer, oft sogar Brüder, Kain und Abel, mit ihnen hat es begonnen, den Söhnen von Adam und Eva. Der dominierende Archetyp der Tragödie indessen ist die Rivalität zwischen Sohn und Vater.

Der Vatermord, sogar im Himmel kommt er vor. Gott schafft mit Luzifer seinen liebsten

Engel, der, die Position schamlos ausnützend, seinen Schöpfer zu entthronen sucht. Und was an Gott verübt wird, tritt hienieden erst recht in allen Variationen und Schattierungen auf. In der Literatur werden Väter am Laufmeter umgebracht, von Shakespeares «Hamlet» bis Dostojewskis «Die Brüder Karamasow». Blutrünstig, hinterlistig, blind vor Zorn töten Söhne. Und manchmal sogar unbeabsichtigt, wie Ödipus, der bekannteste aller Vatermörder, der seinen Erzeuger im Streit erschlägt, ohne zu wissen, dass es sein Vater ist, und zu allem Überduss auch noch dessen Frau, die eigene Mutter, heiratet.

Für Freud ist der Vatermord das «Urverbrechen der Menschheit». Natürlich versteht er ihn bloss als Metapher für Ablösung, Überwindung, Neubeginn. Abgesehen von Ödipus, ist die Vaterschaft in der Regel denn auch nur symbolisch gemeint und der «Mord» selten

tödlich. Das macht die Sache allerdings nur scheinbar einfacher. Denn wie immer bei Freud sind wir in der schrecklichen Endloschleife gefangen. Als ob der Neuanfang nur zu blutigem Preis zu haben wäre, müssen Kinder nach Freud ihre Väter wieder und wieder ermorden. So gehört Cäsars legendäres letztes Wort bis dato zu den bekanntesten Zitaten der Menschheit – jenes Wort, das Cäsar entsetzt fragend sprach, als er unter seinen blutrünstigen Häschern seinen Zögling Brutus erkannte: «Auch du, mein Sohn?»

Fast immer sind es Söhne, die den Vater töten. Und die Töchter? Weibliche Gewaltausübung gegen die patriarchale Instanz ist wenig verbreitet, weder als literarisches Motiv noch als historisch verbrieftes Ereignis, so dass sie, wenn sie unvermittelt dennoch geschieht, beim Vater radikale Bestürzung auslöst. Wie in Deutschland vor gut fünfzehn Jahren.

«Das Mädchen» wagt den Vatermord

Dezember 1999. Die CDU schlingert im Strudel einer Spendenaffäre, mittendrin Altkanzler Helmut Kohl. Als klar wird, dass dieser Spenden angenommen und nicht deklariert hat, kommt es zum Eklat. In einem öffentlichen Brief an die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* bricht die Generalsekretärin, die stille und unscheinbare Angela Merkel, mit dem Vereinigungskanzler: «Unwiederbringlich vorüber» sei die Zeit von Helmut Kohl. «Die Partei muss laufen lernen, muss sich zutrauen, in Zukunft auch ohne ihr altes Schlachtross [...] den Kampf mit dem politischen Gegner aufzunehmen», verkündet Merkel.

Ausgerechnet sie, die Kohl nach der Wiedervereinigung väterlich gefördert, in der ersten gesamtdeutschen Regierung zu seiner Frau, dann zu seiner Umweltministerin gemacht hat. Ausgerechnet «das Mädchen», wie er sie gern nannte, hat den Vatermord gewagt. Manche in der Partei dankten es der jungen Kollegin, dass sie aussprach, was viele dachten, sich aber nicht laut zu sagen trauten. Fast ein bisschen als Usurpatorin wider Willen ist sie aufgetreten. Als «Betriebsunfall» in der von Männern dominierten Geschichte des Vatermords.

Woran liegt es, dass Töchter weniger oft Väter morden? «In ihrem Selbstwertgefühl leben Töchter oft stark von der Anerkennung durch ihre Väter», analysierte die deutsche Psychologin Thea Bauriedl Merkels Vatermord in der *Zeit*. «Deshalb stützen sie häufig – scheinbar selbstlos – die Väter, wenn diese in Not sind. Das tun sie dann später auch mit ihren Männern.»

Auf den ersten Blick scheint die Theorie plausibel. Jahrelang liess Marine Le Pen nichts auf ihren Vater kommen. Sie verteidigte, sie verniedlichte, sie verklärte. In ihren Augen hatte der Vater zwar seine Macken, unter anderem einen Zweiter-Weltkrieg-Fimmel. Aber ein Rassist? – Niemals!



«Die Partei muss laufen lernen»: Angela Merkel, Helmut Kohl.



Vasallin der politischen Feinde: Eveline Widmer-Schlumpf, Christoph Blocher.

Auch Merkel schien im Schatten des grossen Kohl genügsam in der Rolle der stillen und selbstlosen Dulderin, selbst wenn man sie in der Öffentlichkeit despektierlich als Kohls «Mädchen» abkanzlete. «Nach meiner Erfahrung führt eine solche Situation eher bei Männern zu Mordfantasien dem Vater gegenüber», deutet Psychologin Bauriedl. «Frauen nehmen die doppelte Botschaft «Du bist wichtig, aber minderwertig» eher hin. Da sie die Minderwertigkeit der Frauen schon bei ihren Müttern als selbstverständlich erleben, spüren sie selten den Schmerz, der mit einer solchen Behandlung verbunden ist.»

Doch der Schein der stillen Dulderin trägt. Weder Merkel noch Le Pen hat das Schattendasein gereicht. Aber ihren Aufstieg an die Macht und den Weg zum Vatermord begingen sie ruhiger, überlegter und raffinierter als männliche Vatermörder.

Merkel nutzt die Rolle als unschuldige Ziehtochter, um sich scheinbar unambitioniert und loyal im engsten Machtzirkel der Partei einzunisten. Nach dem Vatersturz lässt sie Konkurrenten fürs Kanzleramt auflaufen und sich gegenseitig durch ihre eigene Unzulänglichkeit demontieren, bis sie allein da steht. 2006 schliesslich, sechs Jahre nach dem

Vatermord, wird ihre Geduld und Cleverness mit der Krönung zur Kanzlerin belohnt.

Weniger still, aber ebenso raffiniert agiert Marine Le Pen. Ihr Machtinstinkt offenbart sich früh mit beredter Zunge. Sie sei der «Klon ihres Vaters», hat die Mutter einmal gesagt. Die Zuneigung ist gegenseitig, und sie trägt Früchte. Der Alte boxt seine Lieblingstochter gegen alle parteiinternen Widersacher an die Parteispitze. Doch dort angekommen, beginnt sie sich von ihm abzuwenden, Schritt für Schritt drängt sie ihn ins Abseits. Als er seinen ausfälligen Mund nicht hält, macht sie ihre Kritik öffentlich und bekräftigt schliesslich mit dem Vatermord – an Symbolkraft nicht zu überbieten – die «Entgiftung» der Partei vom braunen Gedankengut.

Bemerkenswert sowohl bei Le Pen als auch bei Merkel ist die verbale Fokussierung auf ein höheres Gut – die Partei, die Zukunft des Landes, das Gemeinwohl. Sie reden, als sei der Vatermord für die Erreichung dieses höheren Guts unumgänglich. Damit reihen sie sich ein in die Tradition der männlichen Vatermörder; allen voran der namhafteste unter ihnen: Zeus. Bevor dieser seinen Vater Kronos stürzt, bringt er ihn durch List dazu, seine Geschwister, die Kronos aus Angst vor Machtverlust verschluckt hat, wieder herauszuwürgen.

Wie edel das Motiv eines Vatermordes auch immer verkleidet wird, im Kern geht es dem Mörder immer um eigene Macht. Bei Brutus ebenso wie bei Luzifer. Doch Frauen spielen sie raffinierter aus. Das gilt auch für die dritte Vatermörderin der Gegenwart: Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf.

Geheimplan mit der Opposition

Auch ihr wird bisweilen eine Katharsisrolle nachgesagt. Auch sie liess sich von einem Teil der Schweizer Bevölkerung als Erlöserin feiern, welche das «vergiftete» politische Regierungsklima «gereinigt» habe. Auch sie habe der Allgemeinheit einen Dienst erbracht, indem sie 2006 dem Putsch gegen den damaligen Bundesrat Christoph Blocher zum Erfolg verhalf. Doch ihr Mord am «Übervater» der SVP, dem Architekten des Erfolgs ihrer eigenen Partei und Bundesrat, unterscheidet sich in einem Punkt frappant von demjenigen Le Pens und Merkels. Widmer-Schlumpf agierte in keiner Weise im Sinne der eigenen Partei. Im Gegenteil, sie liess sich als Vasallin der politischen Feinde instrumentalisieren.

Le Pen und Merkel stehen ab einem gewissen Zeitpunkt mit offenem Visier gegen den Patriarchen. Widmer-Schlumpf hält sich mit Kritik am Patriarchen der Partei bis zum Entthronungsakt und darüber hinaus zurück. Sie sagt nie öffentlich, Blocher sei zur Belastung für das Land oder die Partei geworden, wie es seine politischen Feinde tun. Sie widerspricht nicht, als die SVP-Delegiertenversammlung beschliesst, niemand solle sich als Sprengkandidat gegen Blocher zur Verfügung stellen.

Früh von der Opposition in den Geheimplan eingeweiht und als mögliche Sprengkandidatin angefragt, verneint sie eisern jegliche Beteiligungsabsichten. Klandestin lässt sich sodann Widmer-Schlumpf ins Putschkomplott einweben, schlüpft stillschweigend in die Schlüsselrolle als Vatermörderin und dementiert noch am Vorabend der Wahl treuherzig, eine Putschkandidatur komme für sie nicht in Frage, worauf sie sich anderntags, im Inneren bereits auf den Coup eingestimmt, vom heimischen Graubünden nach Bern begibt, wo sie den politischen Mord vollzieht.

Die Folgen ihres Handelns waren für die Mutterpartei, von der sie wie angekündigt ausgeschlossen wurde, von beträchtlichem Schaden. Sie spaltete sich auf und verlor ihren weitherum präferierten Bundesrat sowie den zweiten Regierungssitz. Ihr eigener Gewinn hingegen war für Widmer-Schlumpf grösser,



als sie es sich je hätte erträumen dürfen. Sie stieg auf ins mächtigste politische Amt der Schweiz und wurde bei den Feinden der Volkspartei zur gefeierten Heldin.

Die drei Patriarchenmörderinnen brechen, jede auf ihre Weise, mit der feministischen Theorie über die Frau als das von Männern drangsalierte, schutzbedürftige Geschlecht. Die linke deutsche Tageszeitung *Taz* kürte Merkel gar als Ikone des «Postfeminismus». «Im Postfeminismus kämpft die Frau allein für eine einzige Sache: sich selbst.» Damit könne Angela Merkel ebenso wie Margaret Thatcher zum Vorbild werden. «Ein signifikanter Teil der jüngeren Generation hat derart die Nase voll von Frauen, die sich beschwerten, dass sie allen zujubeln, die den Opferdiskurs konterkarieren.»

Der machtgetriebene «Ein-Frau-Feminismus» (*Taz*) in eigener Sache zeigt sich am deutlichsten, wenn Frau gegen Frau kämpft. Und

er ist, modernes Label hin oder her, uralt. Kaum je tritt er faszinierender zutage als in dem unerbittlichen Duell zwischen Maria Stuart und Elisabeth I. «Grossartig ist dieser Gegensatz», schreibt Stefan Zweig in seiner Biografie «Maria Stuart», «wäre doch nur die Art nicht so erbärmlich kleinlich, in der er durchfochten wird! Denn trotz ihrem überragenden Format bleiben diese beiden Frauen immerhin Frauen, sie können die Schwäche ihres Geschlechts nicht überwinden, Feindschaften, statt aufrichtig, immer nur mesquin und hinterhältig auszutragen.»

Der Konflikt zwischen Maria Stuart und Elisabeth entbehre der «hellen männlichen Aufrichtigkeit», konstatiert Zweig, «er ist ein

«Sie will mich tot sehen, aber auf meine Mitarbeit darf sie dabei nicht setzen.»

Katzenkampf, ein Sich-Umschleichen und Belauern mit verdeckten Krallen, ein hinterhältiges und durchaus unredliches Spiel. Durch ein Vierteljahrhundert haben diese Frauen einander unablässig belogen und betrogen (ohne sich aber nur eine Sekunde lang tatsächlich zu täuschen). Nie blicken sie einander frei und gerade ins Auge, nie wird ihr Hass offen, wahr und klar; mit Lächeln und Schmeicheln und Heucheln begrüssen und beschenken und beglückwünschen sie einander, während jede heimlich das Messer hinter dem Rücken hält.»

Man mag mit Zweig das Fehlen «männlicher Aufrichtigkeit» bemängeln, doch was Erfolg und Eleganz anbetrifft, so sind Vatermörderinnen ihren männlichen Spiessgesellen um einiges überlegen. Söhne, die ihren Vater ermordet haben, enden schlimm. Ödipus sticht sich ob seiner Schandtat die Augen aus. Luzifer wird in die Unterwelt verdammt. Und auch Brutus geht zwei Jahre nach dem Cäsar-Mord unter, Octavian lässt Brutus' Kopf abtrennen, Marcus Antonius den Rest von dessen Leiche einäschern; und Dante lässt ihn im «Inferno» seiner «Göttlichen Komödie» im innersten Kreis der Hölle schmoren, wo Satan beständig an ihm nagt, ihn aber nie völlig verzehrt.

Nicht so vatermordende Töchter. Ihre kaltblütige Cleverness scheint sich auszuzahlen. Widmer-Schlumpf hat sich allen Abwahlpropheten zum Trotz an der Macht festgekrallt. Merkel hat sich als Kanzlerin zweimal gegen ihre politischen Widersacher durchgesetzt und gilt heute weltweit als «Frau Europa». Und auch Marine Le Pen hat ihren Willen bekommen. «Sie will mich tot sehen, aber auf meine Mitarbeit darf sie dabei nicht setzen», sagte Vater Le Pen noch vor einer Woche. Am Montag ist er zu Kreuze gekrochen und gab seinen Verzicht auf eine Kandidatur bei der französischen Regionalwahl bekannt. Kein Mann hätte ihn dazu gebracht. ○

Das schrumpfende Königreich

Für manche ist er der beste Premier, den Grossbritannien nie hatte: Kenneth Clarke, letztes «big beast» der Tories, spricht vor den Wahlen über Europa, Schottland und Britanniens Abschied von der Weltbühne.
Von Imke Henkel und Andrew Testa (Bild)

Der Blick aus dem Fenster ist grossartig. Vorne die Themse, rechts der Big Ben, dahinter das Parlament. Von hier aus überschaut man das Herz der britischen Demokratie. Aber Kenneth Clarke ignoriert die Aussicht. Er sitzt an einem von Papieren übersäten Schreibtisch und konzentriert sich auf einen Brief, den er noch schreiben muss. Clarke war 45 Jahre lang Abgeordneter, drei konservativen Premierministern – Margaret Thatcher, John Major und David Cameron – diente er als Minister: für Gesundheit, für Bildung, für Inneres, für Finanzen und schliesslich, bis 2012, für Justiz.

Es folgten noch einmal zwei Jahre als Minister ohne Geschäftsbereich, bis sich Clarke im vergangenen Sommer auf die Hinterbänke zurückzog. Er ist einer der letzten Politiker in Westminster, deren Namen in einem Atemzug mit dem durchaus respektvoll gemeinten Titel «big beast» genannt werden. Wenn jemand so lange im Zentrum der britischen Politik stand wie er, wird selbst ein atemberaubender Blick auf Parlament und Fluss zur alltäglichen Banalität.

Eigensinnig unmodisch

Zugleich ist es aber auch ein Blick auf das, was nach all den Jahren letztlich geblieben ist: eine schöne Aussicht aus einem eher kleinen Büro. Kenneth Clarke verfügt nicht mehr über die Statussymbole der Macht. Aber wer nach Einsichten sucht in die Lage der britischen Nation wenige Wochen vor den historischen Wahlen am 7. Mai, in denen zum ersten Mal nicht nur Konservative und Labour, sondern gleich fünf Parteien eine wichtige Rolle spielen, der findet kaum einen besseren Gesprächspartner als ihn.

Der Brief ist zu Ende geschrieben und unterzeichnet. Jetzt angelt der 74-Jährige mit bestumpften Füßen nach den bequemen Schuhen unter dem Schreibtisch und begibt sich hinüber zum parlamentsgrünen Polstersessel. Über Jahre war sein Schuhwerk das Kennzeichen des Tory-Politikers: solide braune Wildleder-Treter der Biedermarke Hush Puppies. Bodenständig und eigensinnig unmodisch wie Clarke selbst.

Vor allem beim Thema Europa widersetzte er sich stets eigensinnig den wechselnden Moden seiner Partei. Als Clarke 1970 zum ersten Mal als Abgeordneter des ländlichen Wahlkreises Rushcliffe in Nottinghamshire gewählt wurde, standen die Konservativen fest auf proeuropäischem Grund. Clarke ist dort

bis heute geblieben, während sich seine Partei immer mehr von der EU abwandte. Andere EU-Staaten betrachten die Briten inzwischen mit einer Mischung aus Ungeduld und Verärgerung. Die Euro-Skeptiker daheim aber träumen vom Befreiungsschlag, von einem grossen Britannien in der weiten Welt jenseits der engen EU.

Das seien «Sirenenstimmen», warnte Clarke im letzten Jahr, es wäre verhängnisvoll, ihnen zu lauschen oder gar zu folgen. Aber Premier Cameron scheint ihrem Gesang erlegen zu sein, oder nicht? Clarke antwortet ausweichend: Seit Cameron versprochen habe, mit der EU Reformen auszuhandeln und dann die Briten über einen Verbleib in der Union abstimmen zu lassen, trieben ihn die Anti-Europäer nur noch vor sich her: «Sie wollen ihn dazu bringen, Forderungen zu stellen, die nicht verhandelbar sind. Beinharte Euro-Skeptiker wollen kein Referendum, beinharte Euro-Skeptiker wollen keine Reform. Sie wollen den Austritt aus der EU.»

Doch was will Cameron? In einer programmatischen Rede vor zwei Jahren hatte er ein Reformprogramm für die EU umrissen. «Für

Mit Clarke endet die Generation einer modernen Konservativen Partei, die sich nach Europa öffnete.

so ein Programm habe ich selbst argumentiert, solange ich denken kann», sagt Clarke. «Es liesse sich ganz leicht umsetzen. Jean-Claude Junckers Kommission folgt genau diesem Programm.» Das klingt freundlich und nach loyaler Unterstützung. Tatsächlich ist es harsche Kritik. Als letztes Jahr Junckers Wahl zum Kommissionspräsidenten anstand, hatte der Briten-Premier lautstark, ungeschickt und vergeblich versucht, diese zu verhindern. Juncker gewann, Cameron hatte sich blamiert und sich wieder einmal vom Rest der EU isoliert.

«Margaret war immer proeuropäisch»

Eigentlich nichts Neues, denn auf dem Kontinent fremdelt Britanniens Regierungschef seit je. Ihm fehlt das leidenschaftliche Bekenntnis zu Europa, das Clarkes politische Identität ausmacht. Für dieses Bekenntnis hat er freilich mit seiner Karriere bezahlt. Drei Mal kandidierte Clarke für den Parteivorsitz, drei Mal unterlag er Konkurrenten, die den EU-Skeptikern schmeichelten: 1997 William Hague, 2001

Iain Duncan Smith und 2005 David Cameron. Der hatte seiner Partei den Austritt aus der Europäischen Volkspartei im EU-Parlament versprochen, um gewählt zu werden. Doch bei den Wählern verfiel der europakritische Kurs der Tories nicht: Hague und Duncan Smith verloren die Unterhauswahlen, und auch Cameron blieb vor fünf Jahren ein echter Wahlsieg verwehrt: Er musste eine Koalition schliessen – ausgerechnet mit den europafreundlichen Liberaldemokraten.

Mit Clarke endet die Generation einer modernen Konservativen Partei, die sich in den 70er und 80er Jahren nach Europa öffnete. Man sollte nicht vergessen: Es war der konservative Premier Edward Heath, der sein Land 1973 in die damalige Europäische Wirtschaftsgemeinschaft führte, und es war die konservative Premierministerin Margaret Thatcher, die in den 80er Jahren entscheidend den europäischen Binnenmarkt mitgestaltete. «Margaret war immer proeuropäisch», sagt Clarke, dem Vorurteil widersprechend. «Erst nach ihrem Rücktritt wurde sie bitter antieuropäisch, weil Freunde ihr einredeten, dass eine hinterhältige europäische Intrige sie gestürzt habe.»

Die «special relationship» leidet

Doch der europaskeptische Kurs hat Britanien nichts eingebracht. Nach den Europawahlen vom vergangenen Jahr, als die Tories abgeschlagen auf dem dritten Platz landeten, entwarf der *Economist* einen alternativen Geschichtsverlauf, bei dem 2005 Clarke Parteichef geworden wäre: Souverän hätten die Konservativen die Wahlen gewonnen, träumte die Zeitung. Mit einer leidenschaftlichen Europa-Rede hätte ein Premierminister Clarke den euroskeptischen Flügel zum Schweigen gebracht. Als starkes EU-Mitglied spräche er mit seinen europäischen Verbündeten auf Augenhöhe. Nicht der französische Präsident, sondern der britische Regierungschef hätte zusammen mit Kanzlerin Angela Merkel in der Ukraine-Krise verhandelt.

Doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Während Merkel und François Hollande in Minsk zwischen dem Kremlchef und dem ukrainischen Präsidenten vermittelten, tingelte Cameron Wähler werbend durch die englische Provinz, wo er auf dem Set einer britischen Soap auftauchte. Inzwischen leidet sogar die *special relationship*, die gerne beschworene besondere Beziehung der Briten zu den USA, unter der Abwesenheit des Königreichs auf der



Wo bleibt Grossbritannien? Politiker Clarke.

internationalen Bühne. Wenn Barack Obama mit einem verbündeten Regierungschef über Russland sprechen will, würde er die Downing Street anrufen? «Nein», sagt Clarke entschieden, «er spricht mit Angela Merkel. Sie gibt den Ton an. Die Deutschen sind Amerikas wichtigste Verbündete.» Aber wo bleibt dann Grossbritannien?

Im zweiten Regierungsjahr Camerons, 2011, fand sich noch einmal eine Nato-Koalition zusammen, an der die Briten massgeblich

beteiligt waren. Sie galt dem libyschen Diktator Gaddafi. Doch vier Jahre nach dessen Sturz bleibt das Land vom Bürgerkrieg zerrissen. Die westlichen Mächte, Britannien eingeschlossen, sehen hilflos zu. Letzten August räumte London sang- und klanglos seine Botschaft in Tripolis. Und Hilflosigkeit prägt die Haltung gegen den syrischen Despoten Assad. Letzten Sommer rief Cameron das Unterhaus aus der Sommerpause zurück, um sich die Bombardierung syrischer Giftgasanlagen

genehmigen zu lassen. Doch das Votum endete mit einer Niederlage für ihn. «Ich hab's kapiert», sagte der Premier anschliessend kleinlaut. Für viele klang das nach einem Rückzug von der internationalen Bühne.

Tatsächlich ist Grossbritannien nach fünf Jahren konservativ-liberaler Koalitionsregierung provinziell geworden. Die einstige Weltmacht beobachtet zunehmend nur noch ihren eigenen Nabel. Als kürzlich die Chefs von sieben Parteien in einer Wahlkampfdebatte im Fernsehen diskutierten, spielte das Ausland nur noch beim Thema Immigration eine Rolle. Eine Ironie der Geschichte ist es, dass mit dem blaublütigen Eton- und Oxford-Absolventen Cameron ausgerechnet ein Nachkomme jener Elite das Land ins kleinkarierte Abseits führte,

«Das schottische Referendum hat unglücklicherweise jede Menge Fragen offengelassen.»

die einst weltumspannend die Geschicke des einstigen Empires lenkte.

Die wachsende globale Bedeutungslosigkeit wird ergänzt durch eine Existenzkrise des im Inneren gar nicht mehr so Vereinigten Königreichs. Jahrzehntlang kämpften die schottischen Nationalisten darum, in einer Volksabstimmung über ihre Unabhängigkeit von Grossbritannien entscheiden zu dürfen. Als sie schliesslich darüber befinden konnten, sprach sich zwar eine Mehrheit für den Verbleib im Königreich aus. Doch der Spaltpilz wuchert weiter. Es wird nach wie vor darüber spekuliert, wann Great Britain zu Little England geschrumpft sein wird.

Gefahr eines «Unfalls»

«Das schottische Referendum hat das Land verunsichert und unglücklicherweise jede Menge Fragen offengelassen», sagt Clarke. Auch er weiss, dass die schottische Frage nicht vom Tisch ist. Ebenso wenig werde ein Referendum über Grossbritanniens Verbleib in der EU diese Frage erledigen, egal, wie es ausgeht. «Wenn wir die EU verlassen, dann wird es eher versehentlich passieren», meint er, und ein Referendum erhöhe die Gefahr für solch einen «Unfall». Das sei der einzige Grund, weshalb die Euro-Skeptiker eine Volksabstimmung forderten – um den Boden zu bereiten für einen Austritt. «Ich denke, dass die Leute, die das Referendum wollen, nicht die geringste Absicht haben, sich an die Antwort zu halten, wenn sie gegen sie ausfällt.»

Aber aufgeben will Clarke nicht. Er kämpft weiter. «Ich bin in einer Partei, die früher einmal Wahlen gewonnen hat», sagt er ein wenig wehmütig. «Seit über zwanzig Jahren haben wir keine Mehrheit mehr erreicht. Aber wer weiss, vielleicht ist es eines Tages wieder einmal so weit...»

«Dinge, auf die man stolz sein kann»

Der Historiker Thomas Maissen kritisiert das Geschichtsbild des Politikers Christoph Blocher. Hier stehen sich die beiden erstmals gegenüber im grossen öffentlichen Streitgespräch über 1291, Marignano, Neutralität, Unabhängigkeit und die Europäische Union. Von Roger Köppel und Christian Dancker (Bilder)

Am Anfang war das Buch. In seinem Bestseller «Schweizer Heldengeschichten und was dahintersteckt» kritisiert der in Paris tätige Basler Historiker Thomas Maissen das Geschichtsbild der «Nationalkonservativen». Speziell ins Visier nimmt Maissen Zitate des früheren SVP-Bundesrats Christoph Blocher. Aus der Kritik des Historikers am Politiker hat sich inzwischen ein regelrechter Historikerstreit entwickelt. Lässt sich die Schweizer Geschichte als Unabhängigkeitskampf einer werdenden neutralen Republik begreifen? Oder ist die Schweiz eher das Resultat ausländischer Duldung? Auf Einladung der *Weltwoche* traten sich Blocher und Maissen letzten Sonntag erstmals im öffentlichen Streitgespräch gegenüber. Das Interesse war enorm. Die Leute standen Schlange, am Ende verfolgten 650 Personen die Debatte im vollbesetzten «Lake Side»-Saal am strahlenden Zürichsee, darunter der Politiker Filippo Leutenegger oder der Historiker Georg Kreis, aber auch namhafte NZZ-Journalisten wie Rainer Stadler oder Marc Tribelhorn. Moderator war, beinahe neutral, *Weltwoche*-Chef Roger Köppel.

Herr Maissen, was ist Ihr Motiv, sich mit Schweizer Geschichte zu befassen? Sie haben in einem Interview mal gesagt, es gehe auch darum, den «Mörgeli in uns» zu beseitigen. Können Sie das erläutern? Haben Sie auch einen «inneren Mörgeli»?

Maissen: Wenn wir über Schweizer Geschichte reden, kommen sehr schnell Erklärungsmuster wie Freiheit, Demokratie und Unabhängigkeit, die wir gegen die bösen anderen verteidigen müssen. Damit soll unsere Demokratie und Unabhängigkeit verteidigt werden. Manchmal kommt man, ohne dass man es will, auf solche Argumentationen. Das ist dann sozusagen «der Mörgeli in mir». Und ich habe durchaus auch solche Stimmen. Und manchmal, das will ich gar nicht ausschliessen, hat der «Mörgeli in mir» auch recht. Aber man muss aufpassen, weil er sehr häufig eben nicht recht hat.

Was ist für Sie das beeindruckendste Ereignis der Schweizer Geschichte?

Maissen: Das war 1847/48, also der Sonderbundskrieg und die Gründung des Bundesstaates während einer Konfliktsituation, in der man gar nicht wusste, wie man aus ihr herauskommt. Daraus schuf man eine neue, grundlegende Verfassung, die

bis heute Gültigkeit hat. Man machte Kompromisse, auch mit der Vergangenheit. Der Ständerat war eine Art Fortsetzung der alten Eidgenossenschaft. Gleichzeitig wurden Lösungen französisch-amerikanischer Prägung aufgenommen, um sie kreativ für etwas Neues, Schweizerisches zu verwenden.

Herr Blocher, welches ist Ihr Urmotiv zur Beschäftigung mit der Schweizer Geschichte? Man wirft Ihnen vor: Blocher will die Macht, also interpretiert er die Geschichte so, wie es ihm passt. Ist das Ihr Ansatz?

Blocher: Nein, ich habe mich immer für Geschichte interessiert. In der Sekundarschule



«Wurzeln der Unabhängigkeit»: Historiker Maissen, Politiker Blocher.

las ich die damals frisch veröffentlichten Memoiren von Churchill. Ich bin – das ist die Gnade der frühen Geburt – im Krieg geboren: 1940. Es packte mich die Frage: Weshalb war die Schweiz nicht im Krieg? Ich ging dieser Frage auf verschiedenste Weise nach, auch militärisch. Irgendwann später behaupteten Historiker, den Bundesbrief gebe es gar nicht. Das fand ich zunächst bemerkenswert. Es hätte ja sein können. Ich sammle Kunst, da weiss ich, wie man aufpassen muss, dass man keine Fälschung kauft. Dann hat man das historisch untersucht und herausgefunden, dass der Bundesbrief echt ist. Viel später, in den neunziger Jahren, hätte es gar keine Schweiz mehr

geben dürfen. Heute haben wir gar keinen historischen Streit, sondern einen politischen. In Ihrem Buch, Herr Maissen, wird klar, dass Sie in die EU möchten. Da können Sie natürlich keine Schweiz haben, die unbedingt unabhängig und neutral sein will.

Was ist für Sie das faszinierendste Ereignis?

Blocher: Dass die Schweiz nicht konstruiert wurde, sondern entstanden ist; inklusive der Bundesverfassung von 1848. Eine grossartige Leistung. Zuvorderst in die Bundesverfassung haben sie das, was im Bundesbrief steht, hineingeschrieben: Wahrung der Unabhängigkeit als oberstes Ziel. Geschichte ist wichtig. Ein Bundesrat sagte mir mal: «Alles, was vor dem Zweiten Weltkrieg pas-

sierte, kann man vergessen.» Ich sagte ihm: «Ja, das merkt man Ihnen an.»

Herr Maissen, Sie kritisieren in Ihrem Buch die Geschichtsdeutungen der sogenannten Nationalkonservativen. Beginnen wir gleich mit dem wichtigsten Datum: 1291. Sie schreiben, der Bundesbrief werde von den Rechten massiv überschätzt. Es gibt allerdings renommierte Historiker wie den verstorbenen Jean-François Bergier, der 1291 als eminent bedeutend sah. Ist das Geschichtsklitterung?

Maissen: Nein, von Geschichtsklitterung muss man nicht sprechen, wenn zwei Historiker unterschiedliche Meinungen vertreten. Die Frage lautet: Ist die Schweiz aus einem Ereignis entstanden – wie zum Beispiel die Bundesrepublik Deutschland 1949? Mein Punkt ist: Jenen Eidgenossen von 1291, die das Bündnis gemacht haben – Uri, Schwyz und Nidwalden –, war gar nicht bewusst, was sie angeblich gründeten, sie wollten auch nicht die Unabhängigkeit verteidigen. Vielmehr wollten sie eine Rechtsordnung aufstellen. Dass, wenn zum Beispiel ein Urner, der ein Verbrechen begangen hatte, nach Schwyz floh, er auch dort zur Rechenschaft gezogen werden konnte. Der Bund von 1291 ging dann völlig vergessen. Erst 1891 holte man ihn wieder hervor. Man sagte: «Diese Schweiz muss ja irgendwo einen Anfang haben.» Bis zu diesem Zeitpunkt war nie von 1291 die Rede, sondern von Morgarten 1315 oder von Wilhelm Tell. Das zeigt, dass die Suche nach Anfängen zu ganz unterschiedlichen Resultaten führen kann.

Was leiten Sie daraus ab?

Maissen: Ich glaube, dass die Suche nach Anfängen als solche gar nicht sinnvoll ist, sondern eher Fragen wie: Was waren die wirklich entscheidenden Faktoren, damit aus der Eidgenossenschaft etwas Stabiles entstehen konnte? Und das war erst mit dem Dazukommen von den grossen Städten Zürich und Bern im 14. Jahrhundert der Fall.

Bergier schreibt aber, dass die spätere Eidgenossenschaft tatsächlich zwischen 1240 und 1315 erste Formen angenommen habe. Es sei dabei nicht einfach um Kleinigkeiten gegangen. Vielmehr habe es bereits im 13. Jahrhundert eine politische Ideologie unter den Waldstätten gegeben: Sie wollten äussere Einmischungen aller Art abwehren und die Wahrung ihrer angestammten Rechte durchsetzen. Was entgegnen Sie?

Maissen: Politische Ideologie muss man irgendwo niederschreiben. Und das ist hier nicht der Fall. Wir haben kein Bekenntnis von den frühen Eidgenossen, dass man anders sein will als die anderen. Die Eidgenossenschaft war bis zum Ende des 17. Jahrhunderts vielmehr Teil eines grösseren Ganzen – nämlich des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. >>>



Wie sehen Sie, Herr Blocher, den Bundesbrief von 1291?

Blocher: Ich hielt sicher schon über hundert 1.-August-Ansprachen. Und der Anfang ist immer derselbe: Länder, vor allem die Schweiz, entstehen nicht wie der Mensch in einer Geburtssekunde, wo man sagen kann: «Jetzt atmet er, jetzt ist er da.» Die Schweiz ist auch nicht ein Land, das man konstruiert hat. Die Schweiz ist gewachsen. Es gibt verschiedene Ereignisse: Man könnte auch 1274 nennen. Man weiss, auch damals gab es einen Freiheitsbrief, nur hat man den nicht mehr. Der Freiheitsbrief von 1291 hat eine grosse Bedeutung, weil zumindest die Souveränität darin verankert ist. Schiller hat...

Maissen: ...der dort aber nicht dabei war

Blocher: ...Sie aber auch nicht! Schiller hat es dichterisch festgehalten: Wir wollen keine fremden Richter haben, wir wollen frei sein und so weiter. Aber man könnte auch andere Daten nennen, die wichtig sind. 1499, Schwabenkrieg – die faktische Trennung vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation; 1648, Westfälischer Frieden; 1815, Bundesvertrag. Das sind alles Entstehungsereignisse. Wir sollten uns nicht an solchen Daten festbeissen. Die Schweiz ist im Entstehen begriffen, heute noch. Es gibt sogar neue Kantone. Das ist doch das Faszinierende! Die Daten zählen weniger als die Säulen der Schweiz. Mich interessiert: Was unterscheidet die Schweiz eigentlich von den anderen Ländern? Weshalb geht es dieser Schweiz, die Engels für ein ewiges Armenhaus hielt, ökonomisch weniger schlecht? So komme ich auf diese Wurzeln der Unabhängigkeit, der Selbstbestimmung. 1291 ist dafür kein schlechtes Datum. Es ist schwierig, 1848 als Datum zu feiern, weil dem Bundesstaat ein Bürgerkrieg vorausgegangen ist. Es gab Unterlegene, die mit diesem Staat nicht einverstanden waren. Deshalb nahm man 1291 als Gründungsdatum.

Maissen: Wenigstens waren 1848 mit den Genfern und den Tessinern alle dabei!

Blocher: Der Kanton Jura nicht! Sie müssten die Gründung der Schweiz noch weiter in die Gegenwart rücken!

Maissen: Der war auch schon dabei, einfach nicht als Kanton.

Weshalb eigentlich arbeiten Sie sich, Herr Maissen, so heftig an 1291 ab? Glauben Sie nicht, dass dort erste Keime für die spätere Schweiz gelegt wurden? Worauf wollen Sie hinaus?

Maissen: Ich glaube tatsächlich, dass es wichtigere Fragen für einen Historiker gibt. Es gibt, wie gerade bei Herrn Blocher, der vom «Freiheitsbrief» spricht, Vorstellungen einer Wesensart der Schweiz, wie sie schon immer gewesen sein und wie sie



«Wir sind uns schon wieder einig!»: Blocher.



«Sie haben etwas missverstanden!»: Köppl.



«Es ist einfach ahistorisch!»: Maissen.

immer bleiben soll. Ich sage: «Schauen wir diesen Brief doch an.» Und zwar nicht so, wie Schiller darüber schrieb, weil das ja Hunderte von Jahren später geschah, sondern schauen wir doch, was die Leute damals wollten.

Und da haben Sie, Herr Blocher, und ich ein ähnliches Anliegen. Wir wollen wissen: Was macht die Schweiz heute aus, was sind die Grundelemente des Landes? Sie sagen: Freiheit und Unabhängigkeit. Ich sage: Damit die Schweiz existieren konnte, mussten die kantonalen, kleinstaatlichen Interessen gebündelt werden, die es ermöglichten, gegen aussen, wie Sie sagen, aber auch gegen innen politische Strukturen auszubilden. Wann war das möglich? Das wäre ohne Bern und Zürich nicht gegangen, das hätte auch ohne die Eroberung des Aargau 1415 nicht funktioniert, weil man dort eine territoriale Brücke gehabt hat und ein gemeinsames Anliegen: die Gemeinen Herrschaften.

Ich habe nie gesagt, dass die Schweiz erst 1848 begann, das soll die SP behaupten. Mein Punkt ist, dass die Ausbildung von langfristigen staatlichen Strukturen mit einem gewissen eidgenössischen, schweizerischen Zusammengehörigkeitsbewusstsein etwa zwischen 1350 und 1450 stattgefunden hat.

Sie, Herr Blocher, und ich, wir liegen also nur zirka 150 Jahre auseinander!

Was ja meinen heimlichen Verdacht nährt, dass die Differenzen zwischen Ihnen eigentlich viel kleiner sind, als Ihnen beiden lieb ist. (*Lacht*)

Maissen: Historisch vielleicht nicht, politisch liegt zwischen uns aber einiges!

Ein nicht ganz neutraler Einwurf: Der berühmte frühere ETH-Rektor Karl Schmid äusserte sich zur Zeit von 1291 und den nachfolgenden Schlachten von Morgarten bis Sempach sinngemäss folgendermassen: An diesen schroffen Gestaden, da tönt es nur nein, ein Nein gegen den sich anbahnenden habsburgisch-europäischen Verwaltungsstaat. Wollen Sie wirklich in Abrede stellen, dass diese Ur-Eidgenossenschaft im Widerstand gegen fremde Mächte heranwuchs?

Maissen: Es ist einfach ahistorisch. Schauen wir, was im 14. und 15. Jahrhundert geschah: Die schweizerischen Kantone, die schweizerische Eidgenossenschaft, die sich ausgebildet hat, waren immer in einem ganz engen Wechselverhältnis. Die Zürcher haben sich verbündet mit den Habsburgern, aber nicht als Verrat! Da spielten verschiedene Mächte, auch Savoyen; manchmal schlug man sich die Köpfe ein, manchmal war man verbündet. Es gab beides.

Herr Blocher, überschätzen Sie die eidgenössischen Freiheitsschlachten wie Morgarten oder Sempach, weil man ja, wie Herr Maissen sagt, laufend viel wichtigere Bündnisse mit den vermeintlich bösen Habsburgern geschlossen hat?

Blocher: Das schliesst sich doch nicht aus! Wenn man sich behaupten muss, sind alle Mittel einzusetzen: Schlachten, Bündnisse. Die Eidgenossenschaft hat auch gefährliche Sachen gemacht. Marignano ist ein typischer Fall: Die einen haben für Frankreich gekämpft und die anderen für den Mailänder Herzog Sforza. Plötzlich standen sich Schweizer und Schweizer gegenüber. Aber Tatsache ist, dass es am Ende des 13. Jahrhunderts ganz starke Bewegungen gegen den habsburgischen Staat gegeben hat. Doch die modernen Historiker, die insgeheim oder erklärermassen in die EU streben, wollen ja nicht einmal, dass es die Schlacht am Morgarten gegeben hat!

Maissen: Wer zum Beispiel? Sagen Sie mir einen Namen!

Blocher: Behaften Sie mich jetzt nicht auf Namen. Sie selber haben geschrieben, dass man fast nichts über Morgarten wisse. War es nun ein Krieg gegen die Habsburger, ja oder nein? *Maissen:* Selbstverständlich.

Blocher: Also, dann sind wir uns ja schon wieder einig! Die Schweiz war etwa 200 Jahre lang eine relativ gefährliche kriegerische Macht mit Söldnern, ziemlich gefürchtet. Das ist auch eine Tatsache. Bei Marignano kam die Wende.

Diese ist für die Schweizer Geschichte entscheidend, weil von da an die Schweiz die Finger von der Grossmachtspolitik gelassen hat. Wie Niklaus von der Flüh gesagt hat: «Machet den zun nit zu wit!» Jetzt sagen Sie sicher wieder: «Das war gar nicht er, sondern ein anderer.» Ich entgegne: «Macht doch nichts!»

Maissen: Sie haben mein Buch gut gelesen!
Blocher: Was Sie schreiben, habe ich vorher schon bei anderen gelesen. Die Historiker müssen ja nicht alles selber erfinden. Die sollten sowieso nichts erfinden!

Bleiben wir bei Marignano. Die Schweiz feiert eine ihrer grössten militärischen Niederlagen, das Ende der eidgenössischen Grossmachtspolitik. Das ist doch an sich schon hochinteressant, weil Nationen ja meistens nur ihre Siege feiern. Sie, Herr Maissen, schreiben, Marignano werde zu hoch gehoben. Wie kommen Sie darauf?

Maissen: Die Schweiz feiert Marignano nicht. In der NZZ wies man kürzlich zu Recht darauf hin, dass Marignano für die welsche Schweiz und die Tessiner kein Bezugspunkt für ihre Erinnerung ist, weil sie

Denkmal, eine einfache Platte, auf dem Schlachtfeld von Marignano mit der Aufschrift: «Ex Clade Salus», durch die Niederlage das Heil! Schischkin findet das zuerst eher seltsam, dann begründet er es tiefenpsychologisch: Es sei eine reife Nation, die sage: «Wir haben nicht durch Siege alles erschaffen, sondern auch durch Niederlagen.»

Selbst Zeitgenossen wie der Florentiner Machttheoretiker Machiavelli beurteilten die Niederlage von Marignano als einschneidend für die «Svizzeri». Viele Historiker sehen und sahen darin den Ursprung der Neutralität. Sie nicht, weshalb?

«Wir verstehen unsere Geschichte falsch, wenn wir denken, Neutralität komme von Marignano.»

riker sehen und sahen darin den Ursprung der Neutralität. Sie nicht, weshalb?

Maissen: Herr Blocher wird Ihnen nachher sagen, wie er als Politiker damit umgeht. Ich sage Ihnen, wie das ein Historiker macht. Was haben die Leute über dieses Ereignis von 1515 geschrieben? Brauchten sie das Wort «neutral»? Sagen sie irgendwo: «Wir müssen unsere Poli-

gann man dann auch in der Eidgenossenschaft zu sagen: Wir sind neutral. Und sogar: Wir sind neutral seit Marignano. Das heisst also: Die Marignano-Neutralität ist eine Erfindung von etwa 1690.

Mit anderen Worten: Die Neutralität ist weniger verwurzelt, also weniger wert?

Maissen: Nein. Das Problem ist: Wir verstehen so unsere Geschichte falsch, wenn wir denken, Neutralität komme von Marignano, denn für die Eidgenossenschaft ist die Glaubensspaltung viel wichtiger als diese Niederlage.

Herr Blocher, Sie waren vor fünfzig Jahren Sekretär eines Komitees zur Würdigung von Marignano. Ich nehme an, Ihnen stehen die Haare zu Berge, wenn Sie Maissens Ausführungen folgen?

Blocher: Selbstverständlich ist die Reformation für uns heute noch prägender! Es hat ja noch kein Historiker, den ich kenne, gesagt, man habe 1515 nach Marignano die Neutralität beschlossen und das Wort von da an gebraucht. Ich habe die sechs Bände von Edgar Bonjours «Geschichte der schweizerischen Neutralität» gelesen. Er hat von morgens bis abends daran gearbeitet, und ich kann nicht

„Die Verführerische...“

...ein ganz individueller Charakter – wie alle 15 Connaisseurs-Pralinés. Schenken Sie Connaisseurs, die wertvollsten Meisterwerke unserer Maitres Chocolatiers.

gar nicht dabei waren. Marignano ist ganz ausgeprägt eine deutschschweizerische Angelegenheit. Marignano: Das war natürlich ein Ereignis, das den Zeitgenossen «eingefahren» ist. Nachher ging das aber im schweizerischen und europäischen Selbstverständnis bis Ende des 19. Jahrhunderts vergessen. Und: Die Zeit der kriegerischen Eidgenossen war doch keine Phase der Grossmachtspolitik. Es war nur eine vorübergehende Konjunktur, während der die Eidgenossen Territorien erobern konnten in einem Gebiet, auf dem sehr viele andere kriegerische Mächte unterwegs waren.

Blocher: Aber es ist doch seltsam, dass wir einer verlorenen Schlacht gedenken. Ich habe ein Buch des russischen Schriftstellers Michail Schischkin über die Schweiz gelesen. Er schreibt, die Schweiz sei ein ganz komisches Land, sie habe nur Denkmäler für Niederlagen und dunkle Ereignisse: das Löwendenkmal in Luzern, das Denkmal für den russischen General Suworow bei der Schöllenschlucht, dessen Truppen auf ihrem Durchmarsch ganze Landstriche verwüsteten – und wir haben ein wunderbares

tik ändern»? Nein. Der Reformator Zwingli unternahm so etwas, als er die Reformation einleitete. Und was entstand? Die Reformation ist der entscheidende Bruch. Nach der Reformation gab es katholische Kantone, und es gab protestantische Kantone. Jeder darauf folgende Krieg hätte die Schweiz zerrissen. Und aus dieser Position heraus gab es eine grosse Aussicht. Man sagte: «Wir können es uns nicht mehr leisten, dass innere Kämpfe dermassen eskalieren, dass wir Teil zum Beispiel des Dreissigjährigen Krieges würden.» Die Erklärung für die Neutralität ist nicht Marignano. Die Erklärung und Voraussetzung ist die Reformation. Kein Eidgenosse sagte damals wegen Marignano: «Ich möchte neutral werden.» Weshalb nicht? Neutral im konfessionell gespaltenen 16. Jahrhundert hiess: Ich bin zwischen Gott und Teufel neutral. Unmöglich. Unter welchen Voraussetzungen wurde die Neutralität, nicht nur in der Eidgenossenschaft, sondern auch international, akzeptabel? Das war erst das Völkerrecht, das war die westfälische Friedensordnung vom Ende des Dreissigjährigen Krieges, 1648. Dann wurde Neutralität zu einer moralisch legitimen Position. Und darum be-

glauben, dass alles, was er damals geschrieben hat, jetzt durch ein paar Geschichtswissenschaftler widerlegt werden kann. Bonjour schreibt schon in den ersten zwei Kapiteln, dass eine der Wurzeln der Neutralität bei Marignano zu finden sei. Das Wesen der Neutralität, nicht das Wort, wie Sie sagen. Das wurde nachher geboren. Das Wesen der Neutralität ist, dass sich der Staat nicht in internationale Konflikte einmischte. Und Marignano war wesentlich dafür, dass man die Grossmachtspolitik beendet hat. Es war eine Erfahrung, die den Eidgenossen ihre Grenzen und die Gefahren der Selbstüberschätzung aufzeigte.

Maissen: Die Eidgenossenschaft war nie eine Grossmacht! Wer konnte denn 1515 entscheiden? Das waren die Kantone. Bern hat nach 1515 die Waadt erobert. Die Kantone haben nach 1515 alle aussenpolitischen Bündnisse gemacht! Defensiv und offensiv.

Blocher: Ja, wenn Sie so wollen, können Sie in Marignano natürlich auch den Föderalismus erkennen. Es haben ja nicht alle alten Orte mitgekämpft.

Maissen: Wo aber ist denn da die Neutralität? Wenn Sie sagen, Neutralität habe die Wur-

zeln bei Marignano, dann ist das eine Wurzel, die mit dem Baum keine Verbindung hat! Zürich machte im 16. und 17. Jahrhundert mit Venedig, mit den Holländern Verträge und schickte Soldaten. Ist das Ihre Vorstellung von Neutralität?

Zitieren wir den Neutralitätshistoriker Bonjour: «Mit ihren Söldnern erkaufte sich die Schweiz ihre Stellung als Friedensinsel.» Gerade die Tatsache, dass die Schweiz den Krieg als Exportgeschäft betrieb –, und immer zuerst ans Geschäft und dann an die Politik gedacht hat – führte dazu, dass man die Abnehmerländer nicht selber angriff. Der Krieg als Exportgeschäft hat die Neutralität geradezu hervorgebracht! Haben Sie da nicht etwas missverstanden, Herr Maissen?

Maissen: Das Missverständnis liegt bei Ihnen, Herr Köppel. Sie haben etwas sehr treffend beschrieben: enge wirtschaftliche Kontakte mit dem Ausland über den Export von Käse und Söldnern und über den Import von Salz und Getreide. Also Soldaten, die ihr Leben liessen, und Bündnisverträge, die immer auch Wirtschaftsverträge waren: Das nennen Sie auf einmal Neutralität. Das ist doch überhaupt nicht neutral!

Eben doch. Aber kommen wir auf einen Kern des Gegensatzes zwischen Ihnen beiden. Herr Blocher: Ihnen wirft Herr Maissen letztlich vor, Sie würden die hausgemachten Errungenschaften der Schweiz «in stolzer Selbstüberschätzung» überbetonen und den Einfluss des Auslands geringerschätzen. Trifft dieser Vorwurf zu?

Blocher: Unsinn. Ich lebe ja mein ganzes Leben von internationalen Verbindungen, ich bin internationaler Unternehmer. Wir verkaufen 98 Prozent von unseren Produkten im Ausland. Ich kenne praktisch alle Länder. Global denken, aber national handeln. Und das schweizerische Rezept bisher war: «Wir sind weltoffen!» Es sind quasi alle unsere Freunde, aber eines lassen wir nicht zu: In unserem Land bestimmen wir selber. Vor allem von Seiten der Intellektuellen gibt es immer wieder Bewegungen, die glauben, dass wir das nicht können. Diese Intellektuellen meinen, wir müssten raus und uns politisch im Grossen und Ganzen eingliedern.

Während des Zweiten Weltkriegs waren diese Kräfte besonders stark. Die geistige Landesverteidigung hat man ja nicht wegen des breiten Volkes machen müssen, nein, die Intellektuellen sind ins Wanken geraten und meinten, wir sollten uns anpassen. Und jetzt haben wir wieder so eine gefährliche Zeit. Einige sagen: Wir sind zu schwach, es wäre doch viel einfacher, wenn wir in der EU wären, die lästige direkte Demokratie, die Initiativen und all diese Dinge. Als Industrieller – das war mein Hauptberuf, Politik ist für mich nur nebensächlich – habe ich die Welt kennengelernt.

Ich merkte auch, dass die Neutralität einen enormen wirtschaftlichen Nutzen bringt. Wir sind hochangesehen als kleines, neutrales Land, das in keinem Machtbündnis steht. Ich war einer der ersten, die nach China gingen, als China sich öffnete. Die Chinesen sagten: «Ihr seid neutral, vor euch müssen wir keine Angst haben.» Kritiker rümpfen die Nase: «Das ist natürlich bequem für die Schweiz, *Geschäftlimacher*.» Die Neutralität hat tiefe Wurzeln, weil sie für unsere politische Sicherheit, aber auch für unseren wirtschaftlichen Erfolg massgeblich war – und nach wie vor ist.

Herr Maissen, immer wieder kritisieren Sie in Ihrem Buch die angebliche Selbstgefälligkeit und Überheblichkeit der «Nationalkonservativen», an denen doch gar nichts Schlimmes ist. Irritierend finden Sie speziell die Rede vom «Sonderfall». Aber alle Länder sind doch Sonderfälle, und alle sind stolz auf ihre Geschichte. Warum darf die Schweiz nicht auch ein bisschen stolz sein?

Maissen: Es gibt sehr viele Dinge in der Schweizer Geschichte, auf die man stolz sein kann. Es geht mir um folgende Kritik: Sie, Herr Blocher, haben soeben die menschenverachtende Diktatur im Zweiten Weltkrieg parallel gesetzt zur EU, einem rechtsstaatlichen Verbund

«Wenn meine geschichtliche Begründung der Schweiz dermassen falsch ist, ändere ich diese sofort!»

mit 28 Staaten, der einen friedlichen Übergang von ehemals diktatorischen Ländern in Süd- und Osteuropa gewährleistet hat. Und in dem die Schweizer dank Schengen sich frei bewegen und wunderbar Geschäfte machen können. Sie werfen dies in denselben Topf wie das Nazi-Regime. Das ist der Skandal, und das ist moralisch, aber auch politisch nicht gut, wenn man dann auch noch die schweizerische Politik aus solchen haarsträubenden Gleichsetzungen entwirft.

Blocher: So ein Unsinn. Ich würde die Europäische Union nicht mit solchen Vergleichen an sich verurteilen. In meinem Hauptkampf 1992 ging es darum, ob die Schweiz dem Europäischen Wirtschaftsraum EWR, der gemäss Bundesrat nur Sinn ergibt, wenn man später der EU beitrifft, beitreten solle oder nicht. Ich habe damals festgestellt, dass die EU eine intellektuelle Fehlkonstruktion sei und dies zeigt sich heute mit aller Deutlichkeit. Die Euro-Konstruktion ist es ebenfalls! Man kann nicht in so vielen verschiedenen gelagerten Ländern dieselbe Währung einführen. Mein Anliegen war und ist: Wir dürfen der EU nicht beitreten, das wäre zum Nachteil der Schweiz. Ist denn das so schlimm? Und ich habe gefragt: «Wo liegt denn eigentlich die Stärke der Schweiz, was

würden wir aufgeben?» Die Unabhängigkeit, die direkte Demokratie würden massiv zurückgeschraubt, der Föderalismus würde stark geschwächt und auch unsere Weltoffenheit würde leiden, denn die EU ist ein staatsähnliches Gebilde, etwas für sich. Was ist so falsch und so schlimm an diesen Aussagen? Meine politischen Gegner arbeiten aber nach wie vor daran – und die Historiker helfen ihnen dabei –, diese Staatssäulen der Schweiz verächtlich zu machen, damit sie die Schweiz in die EU bringen können.

Herr Maissen, Sie wirken nicht gerade überzeugt. Machen die Nationalkonservativen die EU wirklich so schlecht, wie Sie meinen?

Maissen: Lesen Sie Ihre eigenen Texte, Herr Köppel? Das ist ja immer wieder ein Hinweis darauf, die EU sei eine bürokratische Krake ...

Blocher: ... was aber auch stimmt!

Maissen: ... aber Sie, Herr Blocher, haben mich ja gefragt, was so schlimm daran sei, darauf hinzuweisen, die Schweiz würde durch die EU stark geschwächt. Das ist nicht schlimm, Sie können ja Ihren politischen Kampf so führen, wie sie wollen. Meine Frage ist: Weshalb müssen Sie, wenn Ihr Kampf ja so gut ist und so richtig, um die wesentlichen Säulen der Schweiz aufrechtzuerhalten, weshalb müssen Sie dann ein Geschichtsbild instrumentalisieren, das fünfzig Jahre alt ist und mit den Quellen nicht übereinstimmt? Ich frage mich deshalb: Ist Christoph Blocher zu seinen politischen Überzeugungen gekommen, weil er ein falsches Geschichtsbild hat, oder will er seine politischen Überzeugungen verkaufen und braucht dafür ein falsches Geschichtsbild? Das ist das, was den Historiker interessiert.

Blocher: Wenn meine geschichtliche Begründung der Schweiz dermassen falsch ist, ändere ich diese sofort! Ich habe keine einzige glaubwürdige These gelesen – auch in Ihrem Buch nicht – wo ich sagen muss: Ich liege völlig falsch. Natürlich gibt es Änderungen. Aber wenn Sie sagen, der Rütli Schwur habe nicht auf dem Rütli stattgefunden, sage ich: Vielleicht hat er ja recht, es spielt ja auch keine entscheidende Rolle. Nicht der Ort, sondern der Botschaftskern ist das Wesentliche am sogenannten Rütli Schwur. Der Freiheitsbrief von 1291 war wichtig! Der Rütli Schwur mag ein Mythos sein, aber vergessen wir nicht: Mythen sind von grosser Bedeutung für das Land. Sie, Herr Maissen, haben übrigens auch Mythen, einfach gegenteilige.

Maissen: Das schreibe ich ja in meinem Buch in der Einleitung: Ohne Mythen kann man gar nicht existieren. Die Frage ist jedoch, weshalb liegt Ihnen so viel daran, diese Mythen als so grundlegend für die Schweiz zu betrachten? Sie, Herr Tettamanti und auch andere sagen: «Lassen Sie uns unsere Mythen!» Aber weshalb können Sie denn nicht mit historischen Fakten leben? Kann die Schweiz als Land ihre Zukunft nur aufgrund



«Überhaupt nicht neutral!»: Weltwoche-Podium vor 650 Zuschauern und vollbesetzten Rängen.

von Mythen einrichten? Nein, sie muss das doch aufgrund einer rationalen Analyse ihrer Geschichte tun: Von dort kommen wir, dorthin wollen wir. Mythen können nicht die Grundlage für die Gestaltung der Politik sein. Sie würden als Jurist ja auch nicht dulden, wenn man mit juristischen Mythen Gesetze machte.

Blocher: Gerade für die Zukunft sind Mythen von grosser Bedeutung. Ich zitiere – hier unverdächtig – den liberalen Schriftsteller Gottfried Keller: «Ob sie geschehn [die Taten Tells]? das ist hier nicht zu fragen; / Die Perle jeder Fabel ist ihr Sinn. / Das Mark der Wahrheit ruht hier frisch darin, / Der reife Kern von allen Völkersagen.» Und das stimmt. Wenn ich meinen Enkeln, ich habe unterdessen zehn kleine Enkel, die Schweizer Geschichte erklären muss, ist der Rückgriff auf Mythen wichtig. In der Schule hat man ja damit aufgehört. An der Uni Zürich wurde der Lehrstuhl für Schweizer Geschichte abgeschafft. Wenn man die Geschichte wegwirft, sind die Leute heimatlos, dann kann man sie in diese internationalen Strukturen führen.

Lassen Sie uns noch über Tell sprechen. Jean-François Bergier schreibt: «Ich bin zur Überzeugung gelangt, dass es sich bei Wilhelm Tell schwerlich um ein reines Fantasiegebilde handeln kann. Ich kann indessen nicht mehr daran zweifeln, dass eine Gestalt, was auch immer ihr Name und ihre Tat im Einzelnen gewesen sein mögen, unter den besonderen Umständen des ausgehenden 13. Jahrhunderts Zeichen zu setzen verstand, auf die ihr Volk gewartet hatte.» Zwei Hollywood-Filme gab es, und sogar Hamas-Terroristen nannten sich einmal «Kommando Wilhelm Tell». Mit Bergier: An Tell ist mehr Realität dran, als wir glauben.

Blocher: Bei der Hamas ist er ein bisschen in die falschen Hände geraten (*lacht*).

Herr Maissen, ist Herr Bergier hier einer mythischen Geschichtsverklärung aufgefressen?

Maissen: Ganz offensichtlich. Aber eben, was macht ein Historiker, wenn eine solche Aussage kommt und jemand fragt: «Wie ist es eigentlich mit Wilhelm Tell?» Das erste Mal, dass der Name Wilhelm Tell, der um 1300 gelebt haben soll, auftaucht, ist um 1470. Zu diesem Zeitpunkt passt die Geschichte wunderbar in die politische Situation, in der eine Partei gegen die Habsburger Politik betreiben will – und sie erfindet sich einen Wilhelm Tell. Es gibt vorher keine Spuren. Wenn man jetzt beginnt, solche Geschichten weiterzuerzählen – da bin ich völlig mit Jean-François Bergier einverstanden –, hat das natürlich eine Bedeutung als Sinnstiftung und Identifikationsfaktor. Nicht nur für die Schweiz, sondern auch für Terroristen. Wenn Sie Ihren Enkeln solche Geschichten erzählen, sind das eben Märchen! Das ist auch gut so. Aber wollen Sie damit Staat machen? Das ist nicht Schweizer Geschichte erzählt, sondern Schweizer Märchen erzählt. Das ist etwas anderes als die – wissenschaftliche – Geschichte der Schweiz.

Sind Mythen nur noch für die Kinderstube?

Blocher: Absolut nicht, diese Mythen haben ja eine enorme Bedeutung erhalten. Wenn Sie zum Beispiel Schillers «Wilhelm Tell» nehmen. Schiller hat «Wilhelm Tell» als politisches Stück geschrieben. Er wollte damit sagen: «Erhebt euch in Deutschland gegen die Obrigkeit!» Er durfte ihn ja zuerst gar nicht aufführen. Für mich hat es in der Schweiz einen solchen realen Tell ziemlich klar nicht gegeben. Das spielt aber keine Rolle! Er bleibt ein hervorragendes Symbol des Freiheitskampfes. Und für die Erzählung auch wichtig ist die Problematik eines Einzelkämpfers. Leider lässt man bei den Theatern immer die letz-

ten Teile weg, weil es dort tiefsinnig wird: Ist Tell ein Terrorist? Ist er ein Freiheitskämpfer? Das sind doch urmenschliche Fragen. Selbst mich beschäftigt das im Leben dauernd.

Maissen: Der Reiz dieser Geschichte liegt ja genau darin, dass sie universal ist. Schiller war meines Wissens ja kein Eidgenosse.

Interessant! Der Schweizer Nationalmythos Tell ist in seinem Kern zutiefst exportfähig und damit international. Das Nationale und das Internationale gehören in der Schweiz zusammen. Letzte Frage: Was sollen wir in der Schule unseren Kindern an Geschichte beibringen?

Blocher: Das, was war. Mit den ganzen Hintergründen. Ich möchte Herrn Maissen dafür danken, dass er sich hier überhaupt der Diskussion stellt. Anscheinend muss man die Schweizer Historiker mittlerweile aus Paris oder wie kürzlich in der NZZ Oliver Zimmer aus Oxford herbeirufen, weil sich die hier lehrenden Geschichtswissenschaftler in ihren Elfenbeintürmen verschanzen. Leider wurde im neuen Lehrplan 21 die Geschichte abgeschafft. Das Fach heisst jetzt: MuU, Mensch und Umwelt. Da habe ich gefragt: «Was lernen die Schüler dabei?» Zum Beispiel müssen sie lernen, wie die verschiedenen Trakte eines Klosters heissen. Aber wie ein Kloster entstand, wird nicht mehr gelehrt. Und so entleert man die Geschichte, und das ist auch der Zweck der Übung, das ist das Motiv!

Maissen: Ich finde, die Geschichte ist ein Schulfach und muss auch eines bleiben. Das ist ganz klar. Die Schweiz hat hier einen enormen Vorteil gegenüber anderen Ländern. Die Franzosen meinen, man könne die Weltgeschichte anhand der französischen Geschichte erzählen. In Deutschland ist das schon ein wenig offener, und in der Schweiz kann man die Weltgeschichte nicht erklären, wenn man nur die Schweizer Geschichte durchnimmt. Das heisst, es ist ein dauerndes Hin und Her. Ein guter Geschichtsunterricht zeigt zum Beispiel die Industrialisierung anhand des Zürcher Oberlands. Die Französische Revolution kann man aber nicht am Beispiel von Stäfa vorführen! Von dem her würde ich die Schweizer Schlachten eher tiefhängen. Dort, wo es nötig ist, soll man sich im Geschichtsunterricht beim Internationalen bedienen und dort, wo es möglich ist, am Nationalen.

Meine Herren, ich danke Ihnen für das Gespräch!

Thomas Maissen ist Geschichtswissenschaftler und Direktor des Deutschen Historischen Instituts Paris. Sein Buch «Schweizer Heldengeschichten – und was dahintersteckt» erschien im Hier-und-Jetzt-Verlag.

Christoph Blocher ist SVP-Politiker, ehemaliger Bundesrat und Unternehmer.

Die Videoaufzeichnung des Gesprächs, das am 12.4. im Zürcher «Lake Side» stattfand und hier in leicht gekürzter Form abgedruckt ist, finden Sie auf www.weltwoche.ch/streitgesprach



Schaurige Schönheit, gemalt oder fotografiert?



Natur-Aquarell

Von Daniele Muscionico

Das ist das Blau der Zukunft und der Vergangenheit. Das namenlose Blau, das Blau im Anfang und das Blau im Ende, damals und dort, heute und hier. Paradiesisches Blau, biblisches Blau. Und apokalyptisches Blau. Wer das Blau von Wasser beschreiben möchte, muss kläglich scheitern. Wer die Farbe von Wasser benennen will, sieht lieber hin.

Das hier ist das Blau von Wasser. Wasser, das in den Händen von Menschen ist. Und welches Wasser ist das nicht? Denn Wasser ist das neue Öl. Grund künftiger Kriege. Reichtum, Mangelware. Marktmacht, Machtmarkt. Wer das Wasser besitzt, gewinnt, immerhin darin sind sich Wissenschaftler einig, jenseits von Klimaveränderungen, diesseits von Bevölkerungswachstum.

Dieses Blau hier sammelt sich an der Westküste Mexikos im Bundesstaat Baja California. Flüsse und Flösschen, ein dichtes Geflecht lebenswichtiger Adern. Sie alle münden dort ins Meer, wo seit 1973 das weltgrößte geothermische Kraftwerk steht. Fünf gigantische Dampfturbinen zapfen die Wärme der Erdkruste an, um Strom zu erzeugen. Risiken und Nebenwirkungen, natürlich, gibt es keine, vielleicht kleinere oder auch einmal grössere «seismische Ereignisse», wie der Fachmann euphemistisch beschwichtigt. Doch welches Glück ist umsonst zu haben? Der renommierteste Fotograf und Filmemacher Kanadas, Edward Burtynsky, hat dieses Bild gemacht, unreal, surreal, ein Blick aus 2000 Meter Flughöhe auf die Meeresbucht. Poetisch ist das und dabei eminent politisch. Denn wer nicht glauben will, muss sehen: Fünffach blüht aus jedem Kraftwerk schwarz die Spur der menschlichen Anstrengung ins Meer hinaus, der Erde ihr Letztes abzapfen.

Burtynsky protokolliert seit 2008 manipulierte Landschaften und kollabierende Umwelt kühl und sachlich wie ein Forscher, schonungslos und genau. Entstanden ist die Publikation «Water», ein Porträt der Beziehung des Menschen zur wichtigsten Ressource, dem Wasser.

«Water» zeigt die Macht des Wassers in seiner Milde und Verheerung, vom Austrocknen bedrohte Landschaften des amerikanischen Südwestens, ausgedehnte Bewässerungssysteme der amerikanischen Kornkammern, die monströsen Staudämme in China. Anziehend und gleichzeitig abstossend ist das. Verführerisch und gleichzeitig furchterregend. Fotos als Reflexionsflächen unserer Zeit. Die Spätmoderne hat ein Doppelgesicht, und Burtynsky hat die Bilder.

Edward Burtynsky: Water and more. Ausstellung im FO.KU.S, Foto Kunst Stadtforum, Innsbruck, bis 9. Mai. Publikation «Water» im Steidl-Verlag.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Martin Suter:** Montecristo (*Diogenes*)
- 2 (6) **Viveca Sten:** Tod in stiller Nacht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 3 (2) **Jussi Adler-Olsen:** Verheissung – Der Grenzenlose (*DTV*)
- 4 (4) **Lukas Hartmann:** Auf beiden Seiten (*Diogenes*)
- 5 (5) **Milena Moser:** Das Glück sieht immer anders aus (*Nagel & Kimche*)
- 6 (7) **Cecelia Ahern:** Das Jahr, indem ich dich traf (*Fischer Krüger*)
- 7 (3) **Lucinda Riley:** Die sieben Schwestern (*Goldmann*)
- 8 (8) **Peter Bichsel:** Über das Wetter reden (*Suhrkamp*)
- 9 (–) **John Williams:** Butcher's (*DTV*)
- 10 (–) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (3) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 3 (6) **Kurt Lauber:** Matterhorn, Bergführer erzählen (*Droemer Knaur*)
- 4 (2) **Thomas Maissen:** Schweizer Heldengeschichten ... (*Hier und Jetzt*)
- 5 (4) **Jean Ziegler:** Ändere die Welt! (*Bertelsmann*)
- 6 (7) **Mahtob Mahmoody:** Endlich frei (*Ehrenwirth*)
- 7 (–) **Per J. Andersson:** Vom Inder, der auf dem Fahrrad ... (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 8 (–) **Lukas Bärfuss:** Stil und Moral (*Wallstein*)
- 9 (–) **Naomi Klein:** Die Entscheidung (*Fischer*)
- 10 (5) **Walter Mischel:** Der Marshmallow-Test (*Siedler*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: dritter Weltkrieg

In seinem letzten Interview, das erst nach seinem Tod am Montag veröffentlicht wurde, warnt Nobelpreisträger Günter Grass: «Wir steuern auf den dritten grossen Krieg zu.» Und: «Ohne es zu merken, als wären wir Schlafwandler, können wir in einen neuen Weltkrieg gehen.» Auch der 84-jährige deutsche Dramatiker Rolf Hochhuth warnte kürzlich bei einer Rede in Berlin eindringlich vor einem dritten Weltkrieg. Ist der Alarmismus Ausdruck von Alterspessimismus? Eine Möglichkeit, Aufmerksamkeit zu erregen? Oder liegt der Grund für die mahnenden Worte darin, dass Grass und Hochhuth den Krieg noch selbst erlebt haben und deshalb über ein ausgeprägtes Sensorium verfügen? Letztere Möglichkeit möchte man lieber verdrängen. (rb)

Popkultur

Das neue Matriarchat

Die amerikanische Trash-Königin Kim Kardashian ist zur massgebenden Stil-Referenz im globalen Glitzerbetrieb geworden. Ihre einträgliche Vulgarität erinnert an prähistorische Göttinnen der Fruchtbarkeit. *Von Dominique Feusi*

Kendall Jenner ist neunzehn und hat ziemlich viel zu tun: Ob in New York, London, Mailand oder Paris, ob für Oscar de la Renta, Marc Jacobs, Bottega Veneta, Givenchy oder Chanel – wo in den letzten Saisons ein grosser Laufsteg war, da ging Kendall auf und ab. Kaum ein Designer, der sie nicht wollte. Kendall war überall. Die Presse sprach euphorisiert von einem «runway takeover», einer Laufsteg-Übernahme.

Die US-*Vogue*, Anna Wintours Instanz des guten Geschmacks, scheint ohne das langbeinige Mädchen mit den schönen Mandelaugen nicht mehr auszukommen: Es posiert von Ausgabe zu Ausgabe durch ellenlange Editorials, abgelichtet von keinem Geringeren als Monsieur Patrick Demarchelier, einem Meister der zeitgenössischen Modefotografie.

Die graue Eminenz im Geschäft, Kreativ-Universalgenie Karl Lagerfeld, sagt: «Kendall ist toll, sehr modern – das Mädchen der Stunde!», und er hat sie als Chefdesigner von Chanel und Fendi nicht nur auf den Laufsteg geholt, sondern auch gleich noch zugunsten der neuen Kampagne für seine Linie «Karl Lagerfeld» fotografiert. Höchstpönlich. In Paris, versteht sich. Und nicht nur die Bekleidungsindustrie scheint längst noch nicht satt.

Wenig Stoff, viel Haut und Show

Der Kosmetikgigant Estée Lauder, sonst mit seiner Traditionsmarke eher für Kundenbindung jenseits des Teenagersegments bekannt, hat Jenner als neues globales Gesicht verpflichtet. Schon das allein gilt in der Branche als Riesencoup. Die *Vogue*, von Lagerfeld den Ritterschlag und von Estée Lauder den Kosmetikvertrag – mehr geht als Model kaum. Im amerikanischen Markt noch die «Victoria's Secret Fashion Show», modisch Makulatur, doch das Prinzip: wenig Stoff, viel Haut und noch viel mehr Show, das der US-Unterwäschehersteller alljährlich zelebriert, ist eine Art Weltmeisterschaft, wer im Geschäft den besten Körper hat. Das Auswahlverfahren ist knallhart. Wer darf, geht hin. Nicht so Jenner, die schlug das Angebot Ende Jahr aus, *no time*, sie hatte für Chanel in Salzburg zu tun. Das ist dann schon die ganz gehobene Abteilung.

Denn das wirklich Bemerkenswerte am Aufstieg der jungen Amerikanerin ist: Kendall Jenner kommt aus der Sparte Reality-TV. Man kann ihr in der Familien-Reality-Soap «Keeping Up with the Kardashians» seit ihrem elf-

ten Lebensjahr beim Aufwachsen in der prominenten Patchwork-Sippe aus Los Angeles zusehen.

Es ist ein privilegiertes, aber nicht unkompliziertes Leben: Sie ist die Tochter des einstigen Sporthelden Bruce Jenner (1976 Olympiasieger im Zehnkampf), der sich gerade zur Frau umwandeln lässt, und Kris Jenners, Matriarchin des Clans, die sich nach der Scheidung Jenner im Namen entfernen liess und nun, mit 59, schlicht Kris ist und viel Spass mit jüngeren Männern hat. Vielseitige Orientierung scheint denn auch zum System zu gehören, Kendall hat eine jüngere Schwester und acht Halbgeschwister. Prägend für sie und die Serie:

Das Problem: Niemand lässt teure Kleidung so billig aussehen wie Kim Kardashian.

Kourtney, Kim und Khloé Kardashian aus Kris' erster Ehe mit dem 2003 verstorbenen Prominentenanwalt und einstigen Vertrauten von O.J. Simpson, Robert Kardashian.

Korrekt: Kendall Jenners ältere Halbschwester, das Vorbild, das sie beim Aufwachsen hatte, ist Kim Kardashian, 34, Reality-TV- und Social-Media-Star, «the queen of famous-for-being-famous» (*Forbes*). Bekannt wurde sie mit einem *sex tape*, der 72-Tage-Ehe mit einem Basketballspieler (Kris Humphries), massenhaft Selfies und vor allem mit einem äusserst ausladenden Hinterteil, das sie stets zeigefreudig in die Kameras hält. Für die meisten Europäer schlicht: diese vulgäre Amerikanerin. Und deren Welt stand in der Mode, insbesondere in der Haute Couture, bis anhin draussen vor der Tür.

Die öffnete sich vielleicht mal für eine Show oder ein verrücktes Shooting – die Mode steht nie still, ständig muss was Neues her –, doch danach ging sie gleich wieder zu: Pardon, mit dieser Herkunft kein Zutritt zu dieser Zunft! Obschon man da in der Branche ansonsten sehr offen agiert – altes Geld, neues Geld, gar kein Geld, alles egal, wenn das Aussehen stimmt.

So ist die wunderschöne Russin Natalia Vodianova, Spitzname «Supernova», seit Jahren auf der *Forbes*-Liste der bestbezahlten Models der Welt (2014 Platz 10, geschätztes Jahreseinkommen vier Millionen US-Dollar), in bitterster Armut aufgewachsen. Mit fünfzehn hat sie ihren Lebensunterhalt selbst finanziert, mit einem Obststand. Heute müsste die 33-Jährige gar



Vielseitige Orientierung: Designer Alber Elbaz mit Kim Kardashian (l.) und ihrer Mutter Kris Jenner.



«Mädchen der Stunde!»: Kendall.



Privilegiert, aber nicht unkompliziert: Khloé, Kylie, Kris, Kourtney, Kim, Kendall (v.l.).

nicht mehr arbeiten. Es ist wie in «Aschenputtel», nur dass in der modernen Version Aschenputtel schon Karriere, drei Kinder und einen Ex-Mann hat: der Vater von Vodianovas viertem Kind ist Antoine Arnault, Sohn des «Herrn über den Luxus», LVMH-Chef Bernard Arnault. Der französische Multimilliardär, zu dessen Luxusgüterimperium über sechzig Marken – darunter Louis Vuitton, Moët & Chandon, Christian Dior, Bulgari und Dom Pérignon – zählen, gehört mit seiner Familie zu den reichsten Menschen der Welt («Bernard Arnault & family» aktuell Platz 13 der *Forbes*-Liste, geschätztes Vermögen 37,2 Milliarden US-Dollar).

Man kann also aus dem Nichts kommen, Karriere machen und erst noch den Luxusprinzen kriegen. Vom Obstand in die Oberschicht, und zwar ins Epizentrum des kostspieligen Geschmacks, kein Problem. Auch Lagerfeld hat seine «Muse» Baptiste Giabiconi vom Montageband der Hubschrauberfabrik in Marseille geholt, heute gilt der 26-jährige Franzose als das bestbezahlte Männermodell der Welt. Das alles geht, Schönheit überwindet in der Mode alle Grenzen. Aber eines ging nicht: wenn das Image schon durch billige Formate besudelt ist. Es war auch irgendwie beruhigend, die kreative Elite schien sich mehr oder minder stillschweigend an die eiserne Regel zu halten: Mit Menschen aus dem Unterschichtenfernsehen verkauft man keine Kleider im Kleinwagensegment.

Und dann liess Anna Wintour die Kardashians rein.

Das Entsetzen war gross, als die Chefredaktorin der amerikanischen *Vogue* und einflussreichste Frau in der Modebranche den Reality-TV-Star mitsamt drittem Ehemann, Rapper Kanye West, vergangenen April auf den Titel der Zeitschrift setzte. Das Cover der *Vogue* gilt als Adellung im Metier, und der Entscheid, die wichtigste Position der wichtigsten Modezeitschrift mit einer Frau zu besetzen, die damit berühmt geworden ist, der Welt ihren Hintern zu zeigen, war Hochverrat. Fotografiert von Annie Leibovitz. Nun war es also passiert: Der schlechte Geschmack hatte sich nach oben gekauft.

«Frag mein Bankkonto»

Einige Marken sind schon früher eingeknickt, das Traditionshaus Balmain, 1945 gegründet vom französischen Modeschöpfer Pierre Balmain, ist unter Kreativdirektor Olivier Rousteing eine innige Liaison mit Kim und Kanye, auch «Kimye» genannt, eingegangen. Rousteing ist 29 und weiss um die Macht der Social Media. Und auch der geniale Riccardo Tisci, vierzig, Kreativdirektor beim französischen Haus Givenchy, einst Synonym für exklusive Haute Couture, hat seine Seele verkauft. Kaum eine Woche vergeht, in der das prominente Paar nicht irgendwo auf der Welt in einem Kleidungsstück von Givenchy oder Balmain in einen stilistischen Fettnapf tritt. Meist ist es zu



Es läuft wie geschmiert: Kim, Gatte Kanye West.



Liebling aller Luxusmarken: Delevingne, Kendall.



Eingeknickt: Olivier Rousteing, Kim.

eng, zu kurz, zu ausgeschnitten, zu vulgär; was auf dem Laufsteg ein Traum war, wird zum Albtraum. Das Problem: Niemand lässt teure Kleidung so billig aussehen wie Kim Kardashian.

Kardashian ist denn auch nicht das, was die Modebranche ein Model nennt, weshalb sie auf der *Forbes*-Liste der «World's Highest-Paid Models» fehlt. Sie ist ein «commercial model», das ist die untere Kaste, Abteilung: Ex-Miss, Fussballergattin, Ex-Freundin von Soundso, da liegt von der Autohauseröffnung bis zum Werbespot für Dusch-WCs alles drin. Man verdient gut, hat aber mit Mode nichts am Hut, das Ansehen im Metier ist gleich null. Der Sprung aufs Cover der *Vogue*? Eine Kampagne

für Balmain? Vor Kardashian absolut undenkbar. Diese Positionen waren den langbeinigen Grazien aus anderen Dimensionen, sogenannten «editorial models», vorbehalten.

Eines der aktuell meistgebuchten «editorial models» ist Cara Delevingne, die junge Frau, welcher wir die Rückkehr der markanten Augenbrauen zu verdanken haben, britischer Shootingstar und Liebling aller Luxusmarken. Eine 22-Jährige mit einer Kundenliste, auf der Chanel, Saint Laurent, Tom Ford, Burberry und Louis Vuitton stehen, und die mit einem geschätzten Jahreseinkommen von 3,5 Millionen US-Dollar auf Platz 15 der «World's Highest-Paid Models» rangiert. Delevingne bat Kar-

dashian daher in einem Fragebogen des britischen *Love*-Magazins nicht von ungefähr, doch bitte schön ihren Beruf anzugeben. Kardashians Antwort: «Frag mein verfluchtes Bankkonto, was ich mache!»

Lasziver Gemischtwarenladen

Das Bankkonto sagt, Kardashian hat letztes Jahr 28 Millionen US-Dollar gemacht. Mit Shoperöffnungen, Partybesuchen – es gab den desaströsen Abend mit Baulöwe Richard «Mörtel» Lugner am Wiener Opernball – , Sprühbräune, Kleiderlinien, Kosmetika, TV-Spots, Fernsehproduktionen et cetera, sie ist eine Art lasziver Gemischtwarenladen. Bei den «richtigen» Models hat allerdings nur eine mehr erzielt, und die fungiert seit acht Jahren in ihrer eigenen Spitzenkategorie: die Brasilianerin Gisele Bündchen, Unternehmerin und Supermodel, geschätztes Jahreseinkommen 47 Millionen US-Dollar. Für alle anderen auf der Liste gilt: Kardashian ist kein Model, und sie sieht billig aus, hat damit aber mehr als die Schönsten der Branche verdient. Ästhetisch gesehen ist diese Nachricht relativ unschön.

Anna Wintour hat die Sache mit dem Cover dann auch, sagen wir, visuell bereut: «Wenn wir immer nur absolut geschmackvoll wären und nur absolut geschmackvolle Leute aufs Titelbild setzen würden, wäre es ein eher langweiliges Magazin!», erklärte sie der ehemaligen CNN-Journalistin Alina Cho. Komplimente sehen anders aus. Und doch ist «Nuclear Wintour» mehr denn je «Keeping Up with the Kardashians», denn da ist diese wunderbare Hintertür zum Klan, der ungeschliffene Diamant, jung, gross, dünn und schon ein Social-Media-Superstar, aber vom Stil her noch formbar, richtig: Kendall. So lobte die mächtige Chefredakteurin im selben Gespräch die «fantastische Entscheidung», Kims kleine Schwester als neues Gesicht von Estée Lauder zu verpflichten, der Marke würde sich damit eine ganz neue Zielgruppe erschliessen. Was nicht nur für Estée Lauder gilt.

Und wer ist wieder schuld? Mutti und das Internet, Kendall Jenners Karriere hat gerade erst begonnen, doch da war schon der Bekanntheitsgrad vom Reality-TV her, und von ihrer grossen Schwester hat sie gelernt, wie das mit dem Internet geht. Heute gilt Jenner bereits als «world's most followed model», alleine auf Instagram folgen ihr 21 Millionen, zusammen mit Twitter, Tumblr und Facebook kann sie mit einer einzigen Nachricht an die 35 Millionen Menschen erreichen. Die weltweit auf einen Schlag eine bestimmte Tasche, Bluse, Jeans, Schminke oder den Spass im Luxusresort sehen. Bam, und das Produkt ist überall, angefangen bei den Teens, die ihre ganze Konsumentenkariere noch vor sich haben. Besser geht's nicht, da bekommt die Marketingabteilung vor Freude Herzflimmern.

Auch die Mama wird's freuen, Sie erinnern sich? Nur Kris. Die sechsfache Mutter, laut eigener Definition «Mom, Manager, Momager, Lover of Life, Lover of Christ», wurde vor allem als «Momager» (ein Amalgam aus «Mom» und «Manager») bekannt. Eiskunstlaufmütter oder «Tiger Moms» erscheinen dagegen handzahn. Es hält sich hartnäckig das Gerücht, Kris habe das private *sex tape* ihrer Tochter Kim einst selbst in Umlauf gebracht.

Und nun ist also Kendall dran. Wer als «Momager» Erfolg haben will, sollte mit einflussreichen Männern viele Kinder zeugen.

Man witzelt, das Y-Chromosom sei im Kardashian-Clan vom Geldverdienen suspendiert.

Auch hier gilt: nicht alle Eier in einen Korb legen. Plus: Töchter sind die bessere Investition. Kris' einziger Sohn Rob macht vor allem mit Gewichts- und Drogenproblemen von sich reden, in der Serie sieht man ihn kaum. Auch Ex-Mann Bruce Jenner, der sich nach 22 Jahren Ehe zur Frau umwandeln lässt, ist im Moment schwer herzeigbar. Es wird gewitzelt, das Y-Chromosom sei im Kardashian-Clan vom Geldverdienen suspendiert. Die über 80 Millionen US-Dollar aus dem neuen TV-Vertrag teilen dann auch Mutter Kris und ihre Töchter Kourtney, Kim, Khloé, Kendall und Kylie untereinander auf. Zudem sind alle Töchter Unternehmerinnen; Haarverlängerungen, Kleider, Bücher, TV-Produktionen, Kosmetika, auch hier wird breit gestreut.

Das «commercial model» ist schon in Mutters Portofolio, nun hat sie aus ihrer Zweitjüngsten – das Kind bringt Grösse und Proportionen mit, die Olympiasieger-Gene des Vaters lassen grüssen – ein «richtiges» Model gemacht. Und es läuft wie geschmiert.

Das mit dem Matriarchat

Ende Jahr verkündete «Momager» Kris, ein neues Lieblingskind zu haben und im 2015 erstmals Kendalls Karriere derjenigen Kims vorzuziehen. Es scheint, sie bekommt beide erfolgreich hin. Im März war die Paris Fashion Week, der Höhepunkt der internationalen Modewochen, das grosse Finale der Traditionshäuser, und mittendrin im Herzstück der französischen Couture: der amerikanische Kardashian-Clan.

Da ging Kendall über den Laufsteg, dort sass Kim in der ersten Reihe und streckte der Welt ihre Brüste entgegen, liess jeden Tag ein neues Kleid billig aussehen und busselte Designer wie Olivier Rousteing von Balmain oder Alber Elbaz von Lanvin. Es wurde klar: Zu widerstehen, kann sich keiner mehr leisten. Und: Das mit dem Matriarchat hat man sich irgendwie anders vorgestellt. ○

Jazz

Trompete, Samt und Saiten

Von Peter Rüedi

Frage an Radio Eriwan: «Sind Medien wie *Gala* und die *Bunte* Podien für einen Jazzmusiker?» Antwort: «Im Prinzip nicht, es sei denn, es handle sich um Till Brönner. «Der smarte deutsche Trompeter kennt keine Berührungssängste. Eigentlich wäre er die ideale Besetzung in einem Biopic über einen Musiker aus der Zeit, als Jazz annähernd den Status von Popstars hatten. Artie Shaw zum Beispiel. Der spielte zwar Klarinette, aber als zeitweiliger Gatte von Ava Gardner war er ein begehrter Gegenstand von Gazetten, in denen man sich auch Brönner vorstellen kann. Stellt sich allerdings die Anschlussfrage an Radio Eriwan: «Ist einer noch ein Jazzmusiker, der es zu solch anrühiger Prominenz bringt?» – «Im Prinzip nein, es sei denn, er heisse Till Brönner. Der bringt, beispielweise auf seiner jüngsten CD, die nicht nur «The Movie Album» heisst, sondern auch in Hollywood aufgenommen wurde, ohne Erröten die beiden Enden des Regenbogens zusammen: seinen eindringlichen Jazz-Trompetensound und mal abgehangenere, mal rezentere Songs aus Filmen oder TV-Serien, inszeniert mit Jazzcombo und einigen geladenen Sängern und Sängerinnen vor Samt und Saiten des Deutschen Symphonie-Orchesters Berlin und der Hamburg Studio Strings. Ob solchen Softpornos sträubt sich dem Hardcore-Jazzfan das Haar im Nacken. Bis er sich erinnert, dass das Genre seine eigene Geschichte hat. Kaum ein Trompeter von Bobby Hackett über Clifford Brown bis Dizzy Gillespie oder Donald Byrd (von Brönners Favoriten Chet Baker zu schweigen), der sich nicht im Fach «Trumpet & Strings» versucht hätte. Allerdings meist vor dürftigeren Arrangements, als sie sich Brönner von Nan Schwartz schreiben liess. Die ins Volle greifenden Rührstücke «When You Wish upon a Star», «Cinema Paradiso», «Il Postino» oder «Love Theme and Waltz from the Godfather» (mit Gasttrompeter Arturo Sandoval) sind besser gelungen als die jüngeren Songs. Und besser als die von den Vokalistinnen Lizzy Cuesta und Joy Denalane etwas beschädigten Alltime-Klassiker «Moon River» und «As Time Goes By». Der beste Sänger des Albums ist allemal Brönner auf der Trompete.



Till Brönner: The Movie Album. Universal Verve 06025 3795977

Top 10

Knorrs Liste

1	A Most Violent Year Regie: J. C. Chandor	★★★★★
2	Leviathan Regie: Andrei Swjaginzew	★★★★★
3	Shaun the Sheep Movie Regie: M. Burton / R. Starzak	★★★★☆
4	American Sniper Regie: Clint Eastwood	★★★★☆
5	The Imitation Game Regie: Morten Tyldum	★★★★☆
6	Still Alice Regie: R. Glatzer / W. Westmoreland	★★★★☆
7	Cinderella Regie: Kenneth Branagh	★★★★☆
8	Fast & Furious 7 Regie: James Wan	★★★☆☆
9	Insurgent Regie: Robert Schwentke	★★★☆☆
10	La famille Bélier Regie: Eric Lartigau	★★★☆☆

Kinozuschauer

1 (1)	Fast & Furious 7 Regie: James Wan	51 635
2 (-)	Paul Blart: Mall Cop 2 Regie: Andy Fickman	8621
3 (2)	Shaun the Sheep Movie Regie: M. Burton / R. Starzak	5058
4 (7)	Second Best Exotic Marigold Hotel John Madden	4111
5 (9)	Still Alice Regie: R. Glatzer / W. Westmoreland	3635
6 (4)	Der Nanny Regie: Matthias Schweighöfer	3633
7 (3)	Kingsman: The Secret Service Regie: Matthew Vaughn	3597
8 (8)	The Divergent Series: Insurgent Regie: Robert Schwentke	3524
9 (5)	Home (3-D) Regie: Tim Johnson	3278
10 (-)	Halbe Brüder Regie: Christian Alvart	2982

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Interstellar (Warner)
2 (1)	Game of Thrones – Staffel 4 (Warner)
3 (2)	Die Tribute von Panem 3 (Impuls)
4 (3)	Die Pinguine aus Madagascar (Fox)
5 (-)	Paddington (TBA)
6 (4)	Kill the Boss 2 (Warner)
7 (-)	Love, Rosie (Rainbow)
8 (6)	Ruhet in Frieden (Impuls)
9 (5)	Dumm und Dümmer (Universal)
10 (7)	Nightcrawler (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Widerspruchsgeist: Arnaud (Kévin Azaïs), Madeleine (Adèle Haenel).

Kino

Der Stress mit dem Überleben

Die Coming-of-Age-Komödie «Les combattants» fesselt mit einer jungen Mimin, die mit sprödem Witz begeistert. Eine Entdeckung. Von Wolfram Knorr

Sie meckert über das Badehäuschen im elterlichen Garten; sie packt sich mehrere Ziegel auf den Rücken zum Tauchen im Pool; sie rauft mit den Kerlen, nölt übers üppige Essen im Angesicht erwartbarer Katastrophen und rennt und springt, wann auch immer. Kein Zweifel, Madeleine (Adèle Haenel) sticht der Hafer. Arnaud (Kévin Azaïs) aber findet ihr irres Verhalten höchst faszinierend. Bald hat diese verwirrende Mischung aus widerborstigem Charme, pueriler Rauflust und renitenter Erotik ihn so verhext, dass er wie ein Hündchen hinter ihr herzulaufen beginnt.

Arnaud ist nicht alleine, auch der Zuschauer des französischen Spielfilm-Erstlings von Thomas Cailley, «Les combattants», kommt bald von diesem amazonenhaften Wildfang nicht mehr los. Denn was hier über die Leinwand flirrt und verzaubert, ist in der stacheligen, drahtigen und betörenden Renitenz das gelungene Porträt einer Generation, die sich den Verlockungen zum sexy Model-Typ verweigert und mit androgyner Sprödeheit jede geschlechtsspezifische Zuordnung unterläuft. Genau daraus zieht «Les combattants» seinen umwerfend lakonischen Humor.

Arnaud, flachsblond und ein wenig schüchtern, jobbt im Familienbetrieb und ist bald nur noch auf Madeleine fixiert, die ihm mit ihrer kessenen Lippe Augen und Verstand verdreht.

Ständig ist sie am Rennen, Schwimmen und Rangeln, um ihre Grenzen auszuloten. Auf seine entgeisterte Frage, warum sie sich das antue, verweist sie auf mögliche Katastrophen, auf die man vorbereitet sein muss, körperlich, mental, in jeder Hinsicht eben. Deshalb meldet sie sich zu einem vormilitärischen Training für Jugendliche; reine Armee-Propaganda, ohne Verpflichtung. Arnaud folgt ihr, gegen den Protest seiner Familie. Es ist nicht nur die aufblühende Liebe, die ihn treibt, auch der klammheimliche männliche Ehrgeiz, zu schaffen, wozu sie fähig ist, wenn nicht sogar noch mehr. Doch im Camp mit dem schneidigen Drill-Offizier erweist sie sich als aufsässig und widersetzt sich dem propagierten «Kameradschaftsgeist». Unterwerfung ohne Sinn und Verstand kommt für sie nicht in Frage. Ist Gefahr im Verzug, büxt sie lieber aus. Was sie dann auch tut, zusammen mit Arnaud. Doch das Überleben in der freien Wildbahn Südfrankreichs wird kein Zuckerschlecken. Madeleine ist bald froh, nicht alleine zu sein.

Ihr Widerspruchsgeist im paramilitärischen Camp gehört zu den charmanten Highlights erhellenden Humors über so manche Absurditäten der Armee und ihre ewige Kollision mit dem Individualismus. Und wenn Arnaud Madeleine in trauter Einsamkeit mal vorwirft, nicht wirklich zu leben, weil sie sich ständigen physischen Forderungen unterwerfe, wird ihr Sur-

vival-Stress als grotesker Wahn entlarvt – auch nicht besser als die verwerfliche Konsumfixierung. Als dann tatsächlich eine Katastrophe eintritt, macht Madeleine eine ganz neue und reichlich ernüchternde Erfahrung. «Les combattants» ist von sprühendem Coming-of-Age-Esprit, witzig und intelligent, mit einer Adèle Haenel, die zwischen Pippi Langstrumpf, Huckleberry Finn und Lara Croft schillert und damit einen neuen Figuren-Typus erschafft. Man wird noch von ihr hören. «Les combattants» wurde mit mehreren Preisen ausgezeichnet. ★★★★★

Weitere Premieren

Elser – Er hätte die Welt verändert — Klaus Maria Brandauer soll, laut Drehbuchautor Fred Breinersdorfer, in seinem «Elser»-Film aus dem Jahre 1989 gezeigt haben, wie er die Bombe baute, «wir aber zeigen, warum er sie gebaut hat». Gemeint ist Georg Elser, der am 8. November 1938 im Münchner «Bürgerbräukeller» eine Bombe platziert hatte, um Hitler in die Luft zu jagen. Doch der verliess den Ort mit seiner Führungsriege dreizehn Minuten früher als geplant. Acht Menschen starben, darunter keiner, den es hätte erwischen sollen. Elser, der von der Schwäbischen Alb stammte, wurde beim Versuch, in die Schweiz zu fliehen, erwischt und in Berlin «verschärften Vernehmungen» unterzogen. Hitler und seine Vasallen konnten und wollten nicht glauben, dass er alleine gehandelt



Echt beklemmendes Konzentrat...

hatte. Unter Folter sollte er seine Hintermänner verraten. Schon der Bau der Bombe mit raffiniertem Zeitzünder, so die Vermutung der Fachleute, sei viel zu professionell für einen schlichten Schreiner namens Elser. Doch er konnte niemanden verraten. Vermutlich war das mit ein Grund, warum er nie zum Tod verurteilt wurde, sondern in Dachau kurz vor der Befrei-



...über das Mitläuferwesen: «Elser».

ung erschossen wurde. Oliver Hirschbiegel («Der Untergang») verfilmte das Leben Elsers nach einem Drehbuch von Fred Breinersdorfer, der sich eng an die Verhörprotokolle hielt. Hirschbiegels «Elser» ist dann echt beklemmend, wenn Verhöre und Folter durch Reichskriminaldirektor Nebe (Burghart Klausner) und Gestapo-Hardliner Müller (Johann von Bülow) im Mittelpunkt stehen, die Protokollantin bei schwerer Folter den Raum verlassen muss und mit ungerührtem Gesicht draussen den Schreien lauscht. Da wird «Elser» zum Konzentrat über das Mitläuferwesen. Hirschbiegel aber ging es um das Porträt der Ausnahmefigur und des Widerständlers Elser (Christian Friedel), folglich gibt es immer wieder Rückblenden: Elser, der lebensfrohe Womanizer, der Sympathisant der Linken, der Malocher, der Individualist. Alles schön und gut, aber warum er zum Attentäter wurde, auch wenn er ein Nazi-Gegner war, erklären diese Szenen viel zu wenig. Mag sein, dass Brandauers Version das auch nicht gelang, aber spannender war sie. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

In Russland wirft man dem Film «Leviathan» vor, er beschmutze mit Klischees über das Land das eigene Nest. Bei uns wird er deshalb gefeiert. Wird da nicht mit zweierlei Mass gemessen? M., R., Zürich



Die russische Kritik spricht von Vorurteilen gegenüber Russen und Russland, von denen der Film gesättigt sei. Klischees können zwar zu Vorurteilen werden, sind aber, vom Wortstamm her, ein «Abklatsch» der Wirklichkeit, etwas, was häufig und übereinstimmend auf-

tritt oder zu beobachten ist. Wenn also in «Leviathan» Wodka saufende Russen zu sehen sind, Richterinnen, die emotionslos Urteile runterleiern, Popen, die mit den Lokalpolitikern kungeln, dann sind das sicher Klischees mit der Neigung zum Vorurteil. Aber in ihrer dramatischen Verdichtung sollen und haben sie natürlich einen hohen Entlarfungswert. Dass sich russische Medien darüber aufregen, ist Beweis genug. Im Übrigen lebt der Film ja nicht nur davon.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Seifenoper «Literaturclub»

Von Rico Bandle

Vor knapp einem Jahr setzte das Schweizer Fernsehen SRF «Literaturclub»-Moderator Stefan Zweifel ab. Der Entlassung war eine heftige Auseinandersetzung um die Kritikerin Elke Heidenreich vorausgegangen, die in der Sendung den Philosophen Martin Heidegger falsch zitiert hatte. Wer glaubt, seither sei es ruhig um die Sendung geworden, täuscht sich. Im Dezember kam es erneut zu einem Eklat. Der Autor Philipp Tingle gab *Tages-Anzeiger*-Literaturkritiker Martin Ebel vor laufender



Vor grossem Publikum: Moderatorin Steiner.

Kamera genüsslich der Lächerlichkeit preis: «Ich bitte Sie. Sie sprechen über das Buch wie ein Lehrer. Das ist ein Hinweis darauf, dass wir es mit einem langweiligen Buch zu tun haben.» Ebel soll sich seither weigern, mit Tingle in die Sendung zu gehen, hört man aus dem SRF-Umfeld.

Die neue Moderatorin, Nicola Steiner, fällt bislang vor allem mit ihrem Dauerlächeln und ihrer gefühlsbetonten Argumentation auf. Am Montag, nach dem Tod von Nobelpreisträger Günter Grass, bot ihr die «Tagesschau» die Gelegenheit, ihre Fachkompetenz vor grossem Publikum unter Beweis zu stellen. Sie erklärte, was den Autor ausmacht: «Also er ist einer der ganz grossen deutschen Nachkriegsschriftsteller. Er hat den Nobelpreis bekommen, genauso wie Heinrich Böll. Ich glaube, er gehört zu jenen Schriftstellern, die fast alle Deutschen kennen.» Ob diese famose Einschätzung SRF-intern zu reden gab, ist nicht bis zu uns vorgedrungen. Jedenfalls: Die Seifenoper hinter der «Literaturclub»-Kulisse bietet weit bessere Unterhaltung als die Sendung selbst.

Literaturclub: am ersten Dienstag im Monat, 22.20 Uhr, SRF 1.

Starauftritt Patisserie

Grosszügig ausgerichtete Gala im Comedy-«Zelt»; das Food-Festival «Il Tavolo» geht in die vierte Runde. *Von Hildegard Schwaninger*



Rasant: «Das Zelt»-Attraktionen Christa Rigozzi, Komikerduo Lapsus.

Das Dessert kommt ja immer am Schluss, hier sei es zuerst erwähnt: Was der Pâtissier-Weltmeister **Rolf Mürner** aus Rüeggisberg in Zürich aufs Buffet zauberte, war schlicht grossartig: der Höhepunkt der gelungenen, grosszügig ausgerichteten Gala «Das Zelt». Das «Chapiteau Postfinance», wie sich «Das Zelt» wegen des Hauptsponsors auch nennt, ist ein mobiles Comedy- und Show-Theater, das seit 2003 durch Schweizer Städte tourt. Der Varieté-Zirkus, der dem Rechtsanwalt und einstigen Akrobaten **Adrian Steiner** gehört, startete als kleines Projekt im Rahmen der Expo 02 und entwickelte sich zu einer Erfolgsgeschichte der Schweizer Unterhaltungsszene. Kurzzeitig geriet «Das Zelt» in finanzielle Schieflage (das Showbusiness ist ein gefährliches Geschäft), überlebte dank der finanziellen Unterstützung der Familie Steiner, die das nicht subventionierte Tourneetheater seit 2004 zu hundert Prozent besitzt.

Die Gala auf dem Kasernenareal präsentierte ein – wie es den Anschein machte – kerngesundes Unternehmen. Erst wurden die Gäste – von der unverwüthlichen **Lys Assia** bis zu **Dominique Rinderknecht**, einer der vielen anwesenden Ex-Missen – mit Prosecco willkommen geheissen und auf dem roten Teppich von diversen TV-Kameras empfangen; der Apéro prolongé war lang, und keiner musste hungrig in die Show gehen. Die Show zeigte *the best of der*

«Zelt»-Tournée, die am 31. Dezember in Morges endet. Sehr lustig: **Christian Höhener** und **Peter Winkler**, die als Komikerduo Lapsus ihr 20-Jahre-Jubiläum feiern. In der Pause gab es Popcorn und *ice cream cones*, im zweiten Teil kam **Dimitri** zu Wort, der dieses Jahr achtzig wird und in dessen Tessiner Clownschule sich die beiden vom Duo Lapsus kennenlernten. Dann ein rasanter Auftritt von **Christa Rigozzi**, die im Programm «Rock Circus» die peitschenschwingende Zirkusdompteuse spielt. Nach der Vorstellung kam – es war fast eine



Erfolgsgeschichte: Zirkusunternehmer Steiner.

Mitternachtsüberraschung, nach dem Pausen-eis hatte niemand mehr ein Dessert erwartet – die fulminante Dessertkunst von **Rolf Mürner** zur Geltung (Mürner ist auch Gewinner «Bes-

tes Dessertbuch der Welt» 2010), – und es gab noch immer genug Wein und Prosecco, um die Köstlichkeiten hinunterzuspülen und sich dann – bestgelaunt – auf den Nachhauseweg zu machen.

Das Zürich kulinarisch einen Spitzenplatz einnimmt, wissen die Einheimischen, und die Zürcher Hoteliers setzen alles daran, dass die ganze Welt es erfährt. Deshalb gründeten sie das Food-Festival «Il Tavolo», das im kommenden Juni zum vierten Mal stattfindet. Die Organisatoren hoffen, dass es zur Touristenattraktion wird. Der «Il Tavolo Pop-up Launch» fand letzte Woche im «August» statt, wobei so viele Gäste erschienen, dass bald das halbe Hotel «Widder» von den Pop-up-Gästen okkupiert war. Vor allem in der Hotelküche im Soussol drängte man sich. Denn hier – herhören! – kochte die Prominenz. Zusammen mit den Gastgeberhotels «Baur au Lac», «Dolder Grand», «Storchen», «Park Hyatt» und «Widder», die ihre Starköche schickten, tummelten sich am Herd Lokalgrößen wie **Clifford Lilley**, **Silvia Affolter**, **Claudio Zuccolini** und **Doris Fiala**. Sie boten ihre Köstlichkeiten und Leckereien dann höchstpersönlich herum, und die Gäste durften «schlemmen, schlemmen, schlemmen» (so das Motto von «Il Tavolo»). Das Festival beginnt mit einer Kitchenparty im Gate Gourmet am Zürcher Flughafen und endet –



Leckereien: FDP-Politikerin Fiala.

bereits traditionell – mit der 200 Meter langen Tafel im Zürcher Engrosmarkt. Sehr aktiv bei «Il Tavolo» dabei ist seit der Gründung auch das initiative Gastro-Team **Nico Maeder**, **Patrick Bruderer** und **Marco Pero**. Aus ihrem Gastro-Reich entsenden sie **Stefan Herkner** («Bären-gasse»), **Mike Thomi** («Da Angela»), **Thomas Gautschi** («Blaue Ente»), **Michael Bolliger** («Drei Stuben») als «Il Tavolo»-Köche. Neu haben Maeder und seine Partner auch die «Wynegg», eine winzige Quartier-beiz beim Hegibachplatz, in ihr Imperium aufgenommen.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Der Wettermacher

Der Reiseunternehmer Oliver Bell, 35, bietet betuchten Klienten einen Service, der Sonnenschein am Hochzeitstag garantiert. Kostenpunkt: ab 135 000 Franken.



«Wolken-Service»: Unternehmer Bell.

Wie es begann: An meinem eigenen Hochzeitstag hing der Himmel voller Wolken. Es war trotzdem wunderschön. Mit Sonnenschein wäre es jedoch perfekt gewesen. Auch viele Kunden waren jeweils enttäuscht, wenn es nach monatelanger Planung am grossen Tag regnete. So entstand die Idee, das Wetter für ein paar Stunden unter Kontrolle zu bringen.

Wille zur Perfektion: Zuerst witzelten wir bloss herum. Dann begann ich mich zu erkundigen und erfuhr, dass dieser Eingriff in die Natur tatsächlich möglich ist. Erfunden haben ihn die Russen im Jahr 1940. In der Zwischenzeit wurde die Technik weiterentwickelt und verfeinert. Indem Silberjodid auf kleine und mittlere Wolken abgeworfen wird, kann das Wetter beeinflusst werden. Was im landwirtschaftlichen Bereich für Regen sorgt, führt anderswo dazu, dass die Wolken ihre Textur behalten und über ihr eigentliches Ziel hinwegfliegen. In einigen Ländern wird das Wetter schon länger manipuliert: auf Flughäfen, um Nebel zu verhindern, in Städten, um gravierende Hagelschäden zu vermeiden, aber auch, um in grossen Skiresorts den Schneefall zu fördern. In China wird dieses Verfahren sogar vor allgemeinen Feiertagen grossflächig eingesetzt, und es kam zum Beispiel bei der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele 2008

zum Einsatz. Indem ein Wolkenbruch anderswo ausgelöst wurde, blieb es im Stadion angenehm trocken.

Teamarbeit: Wir arbeiten mit einem erfahrenen Team aus Meteorologen sowie Piloten, die das Flugzeug knapp über den Wolken steuern können. Die Verfahren sind zuverlässig, aber die gesetzlichen Vorgaben, um solche Flüge durchzuführen, bleiben eine Herausforderung. Der Ort des Geschehens muss in sicherer Distanz zu Flughäfen liegen, und die entsprechenden Behörden nehmen es genau, bevor sie die jeweilige Bewilligung erteilen.

Investition: Wir organisieren grosse und aufwendige Events, so dass der Wunsch nach dem perfekten Wetter naheliegend ist. Einmal schlossen wir eine ganze Rennbahn für eine Hochzeitsgesellschaft, die sich dort tagelang mit gemieteten Ferraris und Maseratis vergnügte. Einmal sperrten wir einen riesigen Wald ab, den wir mit Zehntausenden von Kerzen schmückten. Oft werden ganze Schlösser samt einer kompletten Belegschaft gemietet, die sich eine Woche lang um das Wohl der Gäste kümmert. Solche Hochzeiten kosten schnell eine halbe Million Franken. In diesem Zusammenhang betrachten die Kunden den «Wolken-Service» als Investition.

Sonne macht glücklich: Bei der Hochzeit von Prinz William und Kate war nicht nur das Glück für den strahlend blauen Himmel verantwortlich. Viele prominente Paare nehmen diesen Service in Anspruch, und wir hatten

Der Wolkenbruch wurde anderswo ausgelöst, damit es angenehm trocken blieb.

auch schon Anfragen von Veranstaltern grosser Musikfestivals. In England wollte ein Politiker schönes Wetter auf Abruf fest im Alltag der Briten verankern. Sein Argument: Mehr Sonne macht die Menschen nicht nur glücklicher, sondern auch produktiver. Seine politischen Mitstreiter erklärten den Antragsteller für verrückt und wiesen ihn in die Schranken.

www.oliverstravels.com

Protokoll: Franziska K. Müller

Im Reservat

Von Andreas Thiel — Der Bundesrat und das Rauchzeichenwesen.



Burkhalter: Sie verbreiten die täglichen Nachrichten immer noch traditionell mit Rauchzeichen?

Indianer: Das ist unser Service public.

Widmer-Schlumpf: Und wie finanziert sich das Rauchzeichenwesen?

Indianer: Jeder, der die Rauchzeichen sieht, zahlt dafür eine Gebühr.

Burkhalter: Aber diese Rauchzeichen kann ja jeder sehen.

Indianer: Deshalb muss auch jeder die Gebühr bezahlen.

Schneider-Ammann: Und ist es nötig, jedes mal ein so grosses Feuer zu machen?

Indianer: Es gibt auch Handrauchzeichen, die man mit der Tabakpfeife macht. Aber die Reichweite ist nicht besonders gross.

Leuthard: Wäre es nicht umweltfreundlicher, auf diesem Feuer Wasser zu kochen?

Indianer: Wozu?

Leuthard: Dann könnten Sie Dampfvolken statt Rauchwolken machen.

Indianer: Was hätte ich davon?

Leuthard: Es kämen weniger Russpartikel in die Luft.

Indianer: Wieso? Das Holzfeuer darunter bliebe doch das gleiche.

Leuthard: Dann nehmen Sie halt einen Herd.

Indianer: Und wo nehme ich hier in der Prärie den Strom her? Gut, ich könnte mir natürlich einen Dieselgenerator besorgen. Aber woher nehme ich dann das Wasser?

Leuthard: Ich sehe schon, Sie sind gar nicht am Fortschritt interessiert ...

Berset: Was geben Sie hier eigentlich gerade durch?

Indianer: Das Wetter.

Berset: Und was heissen diese Wolken, die Sie jetzt machen?

Indianer: «Bewölkt».

Berset: Aber das kann doch jeder sehen, dass es heute bewölkt ist.

Indianer: Unsere Wetterangaben stimmen immer.

Maurer: Ein solches Reservat könnte ich mir bei uns zu Hause auch gut vorstellen.

Sommaruga: Für die Flüchtlinge?

Maurer: Nein, für euch.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Château Lazarus

Von Peter Rüedi



Das Klassement, das die Handelskammer von Bordeaux im Hinblick auf die Pariser Weltausstellung 1855 erstellen liess, ist einerseits, als zementierte Hierarchie von 57 in fünf Kategorien eingeteilten Rotweinen, eine Absurdität. Einmal, weil es – mit Ausnahme des Pessac-Léognan Haut-Brion – ausschliesslich Gewächse aus dem Médoc auflistet (St-Emilion folgte erst hundert Jahre später mit einem eigenen Klassement). Dann, weil der Weinbau zwar ein traditionelles, aber über die Jahrhunderte hinweg doch wandelbares Geschäft ist. So ist andererseits doch erstaunlich, wie viele Nobilitäten aus dem Bordeaux-Gotha von 1855 sich bis heute ihren guten Namen bewahrt haben, so alle vier Premiers Crus (Lafite, Margaux, Latour, Haut-Brion). In den bescheideneren Kategorien wirken indes zum Teil kürzere Gezeitenwechsel. Da kann ein Besitzerwechsel oder ein Austausch der technischen Equipe einer mittelmässigen Domaine zu ungeahnten Lazarusmässigen Auferstehungen verhelfen. So geschehen im Fall von Château Pédesclaux, im Klassement von 1855 ein Cinquième Cru classé, nach Bordeaux-Papst René Gabriel vor zehn Jahren noch (im negativen Sinn) «einer der grössten Fehler der Klassifikation von 1855». Seit dem Kauf von Pédesclaux 2009 durch den Immobilien-Tycoon Jacky Lorenzetti und seit dieser die Direktion einer neuen Equipe unter Emmanuel Cruse von Château d'Issan anvertraut hat, geht's steil bergauf. Ob der 2010er, der erste Jahrgang der neuen Truppe, die 19/20 Punkte des zum Pédesclaux-Enthusiasten gewandelten Gabriel verdient, sei dahingestellt. Zweifellos ist das Château wieder (oder erstmals) in der Gesellschaft von Pauillac-Prominenz wie Lynch-Bages, Pichon Baron oder Comtesse. Eine ziemlich aufregende, vielschichtige Cabernet-Merlot-Cuvée mit Spuren von Petit Verdot und Cabernet Franc. Viel süsse schwarzbeerige Frucht, Kakao und Lakritze im Finale; durch das filigrane Gitter der Tannine ahnt man schon den kommenden Schmelz der reifen Jahre. Das Schönste: Rehabilitierte müssen sich Vertrauen noch mit einem Preis erkämpfen, der unter ihrem neuen Wert liegt.

Château Pédesclaux Pauillac 2010.
13%. Gazzar. Fr. 41.–. www.gazzar.ch

Fernsicht und Weitblick

Investoren mit Freude am Essen sind ein Segen. Aktuelles Beispiel: «Zur Fernsicht» in Heiden AR. Von David Schnapp



Klar, gradlinig, harmonisch: Tobias Funke, «Zur Fernsicht».

Der Unternehmer Fredi Grossauer wirkt entspannt, die Freude an seinem jüngsten Projekt ist ihm aber anzusehen. Grossauer hat vor einigen Jahren seine Elektro-Handels AG mit rund hundert Mitarbeitern verkauft, sich damit gewisse Reserven angelegt und dann beschlossen, ein ambitioniertes Gasthaus zu bauen. Eine alte Fabrikantenvilla mit fantastischer Sicht über den unteren Bodensee, an die ein modernes Gebäude angedockt wurde, ist nun Schauplatz für die wohl interessanteste kulinarische Neueröffnung des Jahres. Grossauer sagt, er wolle langfristig in der «Champions League spielen», schliesslich habe man hier «eine Perle geschaffen».

Einen tiefen zweistelligen Millionenbetrag habe er investiert. Das beunruhigt den Appenzeller aber keineswegs. Er will wohl, dass das Konzept funktioniert, mittelfristig solle der Betrieb mindestens selbsttragend sein, «aber wir sind zum Glück in der komfortablen Lage, nicht unter finanziellem Druck zu stehen», sagte Grossauer mit Weitblick dem *St. Galler Tagblatt*.

Für die Schweizer Gastronomie sind Leute wie Grossauer, die keine Fantasie-Renditen erwarten, ein Segen. Denn ein Restaurant ist selten ein grosses Geschäft, aber durchaus ein kulturell wertvoller Beitrag – vor allem, wenn man Ansprüche an das Niveau der Küche hat. Dafür – und für den Betrieb mit zwei Restau-

rants, vier Hotelzimmern, Garten, Smokers-Lounge und Clubhaus samt Bar – ist in Heiden Tobias Funke verantwortlich. Der begabte 33-jährige Koch führte zuvor «Funkes Obstgarten» in Freienbach SZ und zeigt seine neue Wirkungsstätte glücklich wie ein Programmierer, dem man einen Supercomputer zum Spielen hingestellt hat.

Im Salzkeller gereiftes Rindsfilet

Aus der Küche von Funke und dessen Sous-chefin, der Pâtissière Jana Bussert, erreicht mich zunächst ein kurz und scharf angebratener Scampo mit Karottenpüree, Joghurt und wenig Bottarga. Es gibt hervorragendes dunkles, kräftiges Brot, frische Jakobs-, Schwert- und Venusmuscheln mit Erbsenpüree, Morcheln und Radicchio oder ein hervorragendes, im Salzkeller gereiftes Rindsfilet, *sous vide* gegart und kombiniert mit einem tiefen Jus, Selleriepüree, Randen-Tarte-Tatin und Kräutersalat. In den Desserts wird gekonnt und zeitgemäss mit Gemüse und Kräutern gearbeitet, und die Küche wirkt mit dem Start der «Fernsicht» insgesamt klar, gradlinig und harmonisch. Das ist eine ziemlich gute Basis für mehr.

Zur Fernsicht

Seeallee 10, 9410 Heiden. Tel. 071 898 40 40
«Gourmet»: dienstags bis samstags mittags und abends.
Ausführliche Besprechung des Menüs
auf www.dasfilet.ch



Auto

«Kolleg Touareg»

Ein Wagen für alle Fälle und fast jedes Gelände. Das grosse SUV von VW lässt einen nicht im Stich. *Von David Schnapp*

Es ist schwer zu sagen, warum. Aber mit manchen Autos versteht man sich auf Anhieb und mit andern versteht man sich nie so richtig. Das ist keine Frage des Preises, der Leistung oder des Überholprestiges. Es ist bloss eine Frage der Sympathie. Die beruht nicht auf Gegenseitigkeit, dem Auto ist es grundsätzlich egal, wer es fährt: ob Schweizer, Amerikaner, Jude, Katholik, Vegetarier – das Auto ist da erfreulich gleichmütig.

Ein Auto, das ich kürzlich fuhr, war mir auf Anhieb sympathisch, und je länger ich damit fuhr, desto besser wurde es zwischen uns. Das

VW Touareg V6 TDI Blue Motion

Leistung: 262 PS, Hubraum: 3000 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 225 km/h
Preis: Fr. 69 900.–; Testwagen: Fr. 110 670.–



Auto heisst Touareg wie die afrikanischen Hirtennomaden, die seit Jahrhunderten auch unter widrigen Bedingungen in Nordafrika überleben. Als SUV von Volkswagen ist der Touareg eng verwandt mit dem Porsche Cayenne (siehe Ausgabe von letzter Woche) und dem Audi Q7, dabei ist der VW naturgemäss das unpräzioseste der drei Modelle. Während der Cayenne für manche Leute schon zu viel Schickimickigesellschaft darstellt, wirkt der Touareg bodenständig und gesellschaftlich breit abgestützt.

Smartphone sucht Anschluss

Dabei ist der VW ein durchwegs eindrucksvolles Auto, gross und schwer (2507 Kilogramm Leergewicht). Aber mit gestalterischem Geschick schaffen es die Designer, dem SUV trotz Lederausstattung und Chromleisten eine unverwüsthliche Kumpel-Aura zu verleihen, so dass mir der Wagen bald als «Kolleg Touareg» ans Herz wuchs. Dafür sorgen Details wie eine kleine Staubbox mit Klapptürchen in der Mitte des Armaturenrägers, wo Platz ist für Telefon, Notizblock und Stifte. Bei so viel Volksnähe irritiert es, dass für den Anschluss eines Smart-

phones kein USB-Stecker angeboten wird, sondern ein hauseigenes System. Das ist, als würde man die Tasten für Radio und Navigation statt in Englisch auf Suaheli anschreiben.

Der Testwagen war vollgepackt mit Assistenzsystemen: Abstandsradar, Toter-Winkel-Warner, Verkehrszeichenerkennung und, und, und. Die Heckklappe ging automatisch, und die Heizung liess sich fernzünden, um das Auto auch bei klirrender Kälte vorzeitig auf eine wohlige Innentemperatur zu bringen.

Der dezent verpackte Luxus ändert nichts daran, dass der Touareg ein robustes Auto bleibt. Vor einiger Zeit durfte ich es auf einem Testgelände in Wolfsburg ausprobieren, und ich kann versichern, dass dieser VW sehr steil hinauf- und hinabklettern kann, sehr schräg am Hang ebenso wie durch tiefes Wasser und über holpriges Gelände fahren kann. Im eben zu Ende gegangenen Winter machte der 4Motion-Allradantrieb eine gute Falle, und auf der Autobahn rollte der Kollege auf seiner optionalen Luftfederung höchst kommod dahin. Der Testwagen war mit dem stärkeren der beiden V6-Turbodieselmotoren ausgestattet, der 262 PS und 580 Nm leistet, 8,1 Liter verbraucht und dank spezieller Katalysatoren Euro-Norm 6 erfüllt. Eine sehr effektive Start-Stopp-Automatik und eine Segelfunktion helfen zudem, Treibstoff zu sparen. Auch das nicht zu unterschätzende Freundschaftsdienste.



«Flache Performance»: Regisseur Hirschbiegel, 57.

MvH trifft

Oliver Hirschbiegel

Von Mark van Huissing — «Stimmt es, dass in der Filmindustrie keiner von etwas eine Ahnung hat?» – «Ja», sagt der Regisseur.

Wie viel Prozent Ihrer Arbeit ist Filmemachen, wie viel Geschäftsführung, Büro, Geldaufreiben?» – «Naja, der Soderbergh, also Steven Soderbergh, hat das ganz gut auf den Punkt gebracht: Regisseursein bedeutet sechzig Prozent Management und vierzig Prozent wirklich kreatives Arbeiten. Wir müssen halt Manager sein. Und dazu gehört also auch schon die Besetzung, ich muss die richtigen Schauspieler haben und gleichzeitig ans Geld denken – es fließt dann rüber in den kreativen Bereich, aber es ist erst mal Business.» – «Hat Filmkritik – ein 60-jähriger Redaktor urteilt über einen Film, den 28-jährige Frauen sich ansehen sollen – noch Relevanz?» – «Also ich freu mich über jede Kritik und wünsch mir das auch. Die muss gar nicht positiv sein, aber intelligent und gut formuliert sollte sie sein, und die werden leider immer seltener.» – «Wenn im *Spiegel* steht, Szenen in Ihrem Film *Diana* beispielsweise seien unfreiwillig komisch und

die Hauptdarstellerin sei so lebensecht wie eine Figur aus einem Musical – hat das Auswirkungen auf die Besucherzahl?» – «Der Kritiker kann ja schreiben, was er will. Wenn er schreibt *flache Performance*, dann heisst das nicht, dass er recht hat. Das Schöne ist, dass das Publikum entscheidet. Und wenn die Menschen einen Film sehen wollen, dann wollen die den sehen. Dann ist es, perverserweise, egal, was geschrieben wird. *Der Untergang* ist das beste Beispiel: Ich bin sehr angeschossen worden, und wir hatten fünf Millionen Zuschauer [in Deutschland]. Was ist jetzt relevanter? Die Kritik oder der Zuschauer, für den ich ja den Film mache?»

Oliver Hirschbiegel, 57, ist ein deutscher Regisseur. In seinem Film *Der Untergang* von 2004, mit Bruno Ganz als Adolf Hitler, entmystifizierte er den Führer, was von Kritikern entweder als dem Verständnis dienend oder als verharmlosend beurteilt wurde. Weltweit

spielte der Film 92 Millionen Dollar ein. *«Diana»* von 2013, über die angeblich letzte Liebe der Princess of Wales, erhielt dagegen «durchweg negative, teilweise desaströse Kritiken» (Wikipedia). Hirschbiegel war in Zürich, um Reklame für seinen neusten Film, *«Elser – Er hätte die Welt verändert»*, zu machen, dieser ist zurzeit in Schweizer Kinos zu sehen; es geht um den Bombenleger Georg Elser, dessen Attentat auf Hitler und die NS-Führungsspitze 1939 scheiterte. Hirschbiegel lebt in Hamburg und London.

«Man sagt über die Filmindustrie: *«Nobody knows anything [keiner weiss was]*. Sehen Sie's auch so?» – «Das ist ja das Tolle am Film: Wenn das Programm funktionieren würde, dann könnte man ja aufhören. Ich finde es halt erschreckend, wie in den letzten Jahren Programme verfolgt werden in *prequels* [vorangestellte Folgen] und *sequels* [Fortsetzungen], die für mich in erschreckender Weise erfolgreich sind. Aber Gott sei Dank muss ich ja solche Filme nicht machen.» – «Im *Spiegel* stand, *«Elser»* sei ein *prequel* zum *«Untergang»*, also eine vorangestellte Folge.» – «Ja, das stimmt auch. Ich red' natürlich über andere Filme, die ganzen *superhero*-Verfilmungen.» – «Trotzdem erstaunlich, dass keiner was weiss – alle diese Leute mit grosser Erfahrung, das viele Geld ...» – «Man kann ja nur seinem Instinkt vertrauen. Das ist beim Geschichtenerzählen wie beim Malen. Wie weiss ich, ob ich berühre mit einem Bild? Mich beschäftigt ein bestimmtes Thema, und ich setz das um über Malerei. Und dann muss ich das der Öffentlichkeit aussetzen ... *And I don't know shit* [und ich hab keine Ahnung], ob das bei den Leuten eine Wucht entwickelt und als gute, relevante Kunst gesehen wird. Es gibt von Billy Wilder einen sehr klugen Satz: *«Das Publikum – jeder Einzelne ist ein Idiot, alle zusammen sind ein Genie.»* So ist das.»

«Wenn Sie einen Film machen wie den *«Untergang»*, merken Sie dann nicht: Das wird was?» – «Grad beim *«Untergang»* hab ich jeden Tag nur Angst gehabt. Man kann das nicht planen. Das wird grad mir, lustigerweise, unterstellt, dass ich Karriereentscheide treffe – ich weiss gar nicht, was das sein soll. Ich würd gern von meiner Arbeit leben können, anständig. Das ist mein Ziel.» – «Ich würd annehmen, dieses Ziel haben Sie erreicht ...» – «Man verdient als unabhängiger Regisseur bei weitem nicht so viel, wie die Leute annehmen. Da bin ich eher Pessimist. Ich muss noch etliche Jahre arbeiten, um mich entspannt zurücklehnen zu können, wenn's nur um die Finanzen geht. Ich hoffe, ich sterbe bei der Arbeit, ehrlich gesagt.»

Sein liebstes Restaurant: «Das klingt jetzt so banal, aber eins meiner absoluten Lieblingsrestaurants ist das *«Borchardt»* in Berlin, aber wahrscheinlich weil das einer meiner besten Freunde besitzt.»
Restaurant *«Borchardt»*, Französische Strasse 47, Berlin, Tel. +49 30 81 88 62 62

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19						20			21		22			
			23		24				25	26				
27		28					29		30			31		32
33				34	35			36				37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51											52			
	53									54				



Lösungswort — Ein Würstchen, dieser Stadtbewohner!

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Es heisst, er weiss über absolut alles Bescheid. 7 Dies: wenn die Sucht sich mit Wucht im Hirn entlädt. 12 Das Blatt Kanadas. 15 Sharif, nicht Sheriff sondern Schauspieler. 16 Dieser Monitor-test, weltbekannt. 17 Er hat Botschaften zu überbringen. 18 Sie ist ganz schön teigig. 19 Fromm, das passt zu diesem eigenen Humanisten. 20 Für ArbeiterInnen: die Organisation hilft weiter. 22 Der Kritiker der reinen Vernunft. 23 Ausserhalb, zumindest, wenn man in Genf weilt. 25 Was Pascal, kurz gesagt, mit Wetter und Druckverhältnissen zu tun hat. 27 Ihr Wagen wurde nachts von zwei weissen Kühen gezogen. 30 Nebenfluss der Seine mit dem Matz als Nebenfluss. 33 Namensgeber einer sehr intimen Sache. 34 Urhuhn Indiens. 37 Kurz: Bei ihr geht's um Menschen- und Arbeitsrechte. 39 Solch ein Kalender: wohl ein bisschen frivol. 40 Das Fass der alten Römer mutierte zur Masseneinheit. 42 Der Verband dient dem luftigen Gewerbe nur beschränkt. 45 Pahlavi war der letzte. 47 Steht namentlich an letzter Stelle des globalen Industrieunternehmens. 48 Das Humor-Festival zieht viele an namensgebenden Ort. 50 Helfer in der Not. 51 Bei solchen Reisen muss man sich sputen. 52 Sie haben Leben in sich. 53 Er hat laut Rousseau wie der Geist seine Bedürfnisse. 54 Der "Schimpanse der Meere" ist im Reich der Fische ein Sozialer.

Senkrecht — 1 Bei dem lassen sich Sachen leichter nüchtern sehen. 2 Die zwei Hälften auswechseln, und die Tessiner Website steht. 3 Schwedenrätsel: vietnamesische Stadt in Küstennähe. 4 Ein Sitz wie eine Blüte. 5 Ende, wie Kirchgänger es kennen. 6 Ziemlich haarig, wie sie versteckt zwischen den Fronten tanzte. 8 Sapphos Selbstmord – dort auf jener Insel. 9 Das Ägypten der Pharaonen tat Verdi dann so vertonen. 10 Was für ein Auftritt! 11 Die Anne aus dem Norden kann es in Sachen Krimis. 13 Brecht: "Wir brauchen keine anderen ... sondern keine." 14 Mund und darauf Schlund. 21 Signalwort, nichts für Landratten. 24 Da gibt's keinen Sieger. 26 Künstler: Mondrian schliesst sich ihm an. 27 Ein Altruist ist sicher auch dies. 28 Was wir in uns tragen, aber ziemlich oft nicht vertragen. 29 Felsband wie Felswand. 31 Dieso genannte Deutsche: politisch und weltbekannt. 32 Der Wind, hier kein himmlisches Kind, sondern aufbrausend. 35 Caesar überquerte den Rubikon und eroberte jene Stadt. 36 Es ist von eigenartigem Reiz. 38 Noch immer quirlig, dieser Pirlou. 41 Was Kurt Aeschbacher längst gemacht hat. 43 Die Stadt in Kasachstan lag an gleichnamigem See. 44 Im Piemont, wo der Spumante herkommt. 46 Cornelis de ... : niederländischer Maler, Stilleben. 49 Stallone spielt in diesem Actionfilm ohne Anfang und Ende.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 412

T	O	M	A	H	A	W	K			A	R	C	H	E	
E		I	A		E	U	G		E	N	I	O		H	
M	A	N	D	O	L	I	N	E		N	E	I	G	L	
A	M	O	U	R		N	O	R		M	A	N	N	E	N
		I	S	R	A	E	L	M			Z		S		
		T	S			E	L	A		S	T	I	S	C	H
H	O	S	T	E	S	S		N	A	R			H		
O	S	T	S		E	P	I		L	E	P	S	I	L	
T	E	R	E	S	A			S	O	I	R	E	E		
E		E	L	E	G	A	N	T		B	R	I	T	E	
L	I	B	A	N	O	N		I		E	I	N	L		
S		E	T	Z	N	A		K	O	N	S	E	N	S	

Waagrecht — 1 TOMAHAWK 6 ARCHE
10 EUGENIO 12 MANDOLINE 15 NEIGE
17 AMOUR (franz. f. Liebe) 18 NORMANNEN
19 ISRAEL 20 ELASTISCH 23 HOSTESS
26 NAR (-r) 27 OST 28 EPILEPSIE 31 (Mutter)
TERESA 34 SOIREE 35 ELEGANT 37 BEIDE
38 LIBANON 39 EINE 40 ETZNA 41 KON-
SENS

Senkrecht — 1 TEMA (it. f. Thema) 2 MINOS
3 HAORA 4 WEINLESE 5 KUNO 6 ANNA
(Grossmutter Jesu) 7 RIENZI (Rienzi, der letzte
der Tribunen: Titel einer Wagner-Oper) 8 COIN
(engl. f. Geldmünze) 9 EHEN 11 GERMANIS-
TIK (Sprachwissenschaft) 13 AMITOSE
14 DURST 16 GESCHIEDEN 21 SALO 22 TREI-
BEN 23 HOTELS 24 STREBE (-r) 25 ESSENZ
29 PREIS 30 SEINE 32 ELAT (israel. Hafenstadt,
einziger Zugang z. Roten Meer und Ind. Ozean)
33 AGON (Wettstreit in der griech. Antike)
36 ANA

Lösungswort — HERRENLEBEN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

ZEIT UND ENERGIE. DIE ZEIGT IHNEN BEIDES.



MANERO POWERRESERVE

Die Manero PowerReserve zeigt Ihnen immer, wie viel Energie in ihr steckt. Mit integrierter Gangreserveanzeige und dem präzisen Manufakturwerk CFB A1011 verbindet der Zeitmesser hohe Funktionalität und ausgeklügelte Technik. Im Design ergänzen sich klassische und moderne Bestandteile zu einem markanten, ausdrucksstarken Gesicht.

BOUND TO TRADITION – DRIVEN BY INNOVATION



CARL F. BUCHERER

FINE SWISS WATCHMAKING

BUCHERER GESCHÄFTE BASEL, FREIE STRASSE 40, T 061 261 40 00 BERN, MARKTGASSE 2, T 031 328 90 90 DAVOS, PROMENADE 69, T 081 410 00 50
GENÈVE, 45, RUE DU RHÔNE, T 022 319 62 66, 22, RUE DU MONT-BLANC, T 022 732 72 16 INTERLAKEN, HÖHEWEG 43, T 033 826 02 02 LAUSANNE, RUE DE BOURG, T 021 312 36 12
LOCARNO, PIAZZA GRANDE, T 091 751 86 48 LUGANO, VIA NASSA 56, T 091 923 14 24 LUZERN, SCHWANENPLATZ 5, T 041 369 77 00 ST. GALLEN, MULTEGASSE 15, T 071 222 02 22
ST. MORITZ, VIA MAISTRA 17, T 081 833 31 03 ZERMATT, BAHNHOFSTRASSE 6, T 027 967 53 53 ZÜRICH, BAHNHOFSTRASSE 50, T 044 211 26 35
ZÜRICH FLUGHAFEN, AIRSIDE CENTER, T 044 800 85 40 KURZ GESCHÄFTE BASEL, FREIE STRASSE 39, T 061 269 60 60 BERN, SPITALGASSE 38, T 031 311 04 22
GENÈVE, RUE DE LA CONFÉDÉRATION 11, T 022 311 70 76 LUZERN, WEGGIGASSE 25, T 041 419 40 20 ZÜRICH, BAHNHOFSTRASSE 80, T 044 219 77 77
ZÜRICH, GLATTZENTRUM, T 043 233 30 50 SWISS LION GESCHÄFTE ENGELBERG, TITLIS, T 041 372 10 90 LUZERN, LÖWENPLATZ 11, T 041 410 61 81
WWW.CARL-F-BUCHERER.COM